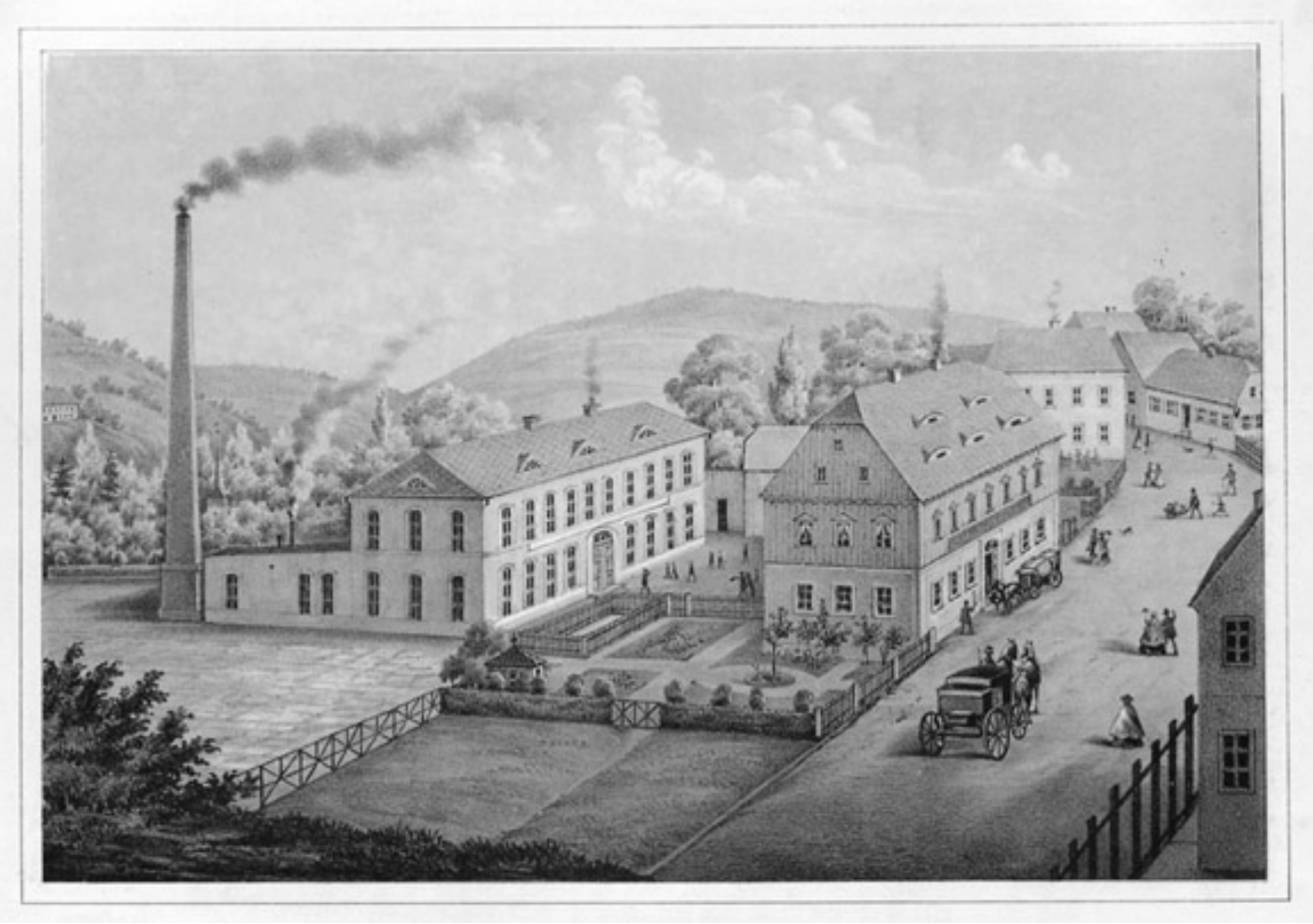
Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft

Nummer 149



3. Quartal / September 2006 * 38. Jahrgang

Inhalt

Gudrun Keindorf	Erwin Müller zum Fünfundsiebzigsten	1
Andreas Graf	Kolportage bei Münchmeyer und anderswo (I)	3
Rudi Schweikert	Wildwest-Währung bei Karl May? Orientierungshilfe bei Jules Verne!	19
Stefanie Jucker	Karl Mays ›Großer Traum‹	25
Joachim Biermann	Der lange Weg nach Ostende	36
Eckehard Koch	Mit Karl May von Ardistan und Dschinnistan über Timpetill nach Südamerika 2: Ein Kämpfer für Menschlichkeit und Brüderlichkeit	38
Erwin Müller	Die Fundstelle (24)	40
Werner Kittstein	Ein Fest für Kritiker (II)	41
Albrecht Götz von Olenhusen	Ein Schuss, ein Schrei …	52
Willi Rainer	Zu Rudolf K. Unbescheids Ossiach-Artikel (mit anschließender Stellungnahme des Autors)	56
Christoph F. Lorenz	Zu Werner Kittsteins Beitrag ›Ein Fest für Kritiker (I)‹	58
Herbert Wieser	Neues um Karl May	60
	Unser Spendendank	63

Unser Titelbild

Verlagsbuchhandlung, Papier- und Pappfabrik von Louis Oeser, Neusalza (c. 1862). Die Firma wurde im Jahr 1837 als Verlagsbuch- und Kunsthandlung mit lithographischem Atelier gegründet; 1845 wurde sie um eine Buchdruckerei erweitert, „in welcher jetzt mit Schnellpressendruck die elegantesten in dies Fach einschlagenden Arbeiten geliefert werden“. 1858 kam eine Pappenfabrik (in Spremberg) hinzu und 1862 eine Maschinen-Papierfabrik, „welche alle Sorten Papiere, namentlich aber Pack- und Dütenpapiere liefert und somit war das Ziel erreicht, die vollständig selbständige Herstellung von Papier und Druckarbeiten in ein und demselben Etablissement bewirken zu können. Das Etablissement beschäftigt etwa 50 Arbeiter und hat eine 20pferdige Dampfmaschine mit Balancier, sowie eine anhaltende Wasserkraft.“ – Angaben (S. 179) und Abbildung (S. 180) aus: Album der sächsischen Industrie oder: Sachsens grösste und ausgezeichnetste Fabriken, Manufakturen, Maschinen- und andere wichtige gewerbliche Etablissements in vorzüglichen naturgetreuen Abbildungen mit statistisch-topographischem, historischem und gewerblichem Texte. Hg. von Louis Oeser. 2. Band. Neusalza: Druck und Verlag von Louis Oeser, o. J. Das Buch ist faksimiliert auf http://fotothek.slub-dresden.de/digisamm/buch000773.htm. Vgl. dazu auch den Beitrag von Andreas Graf in diesem Heft.

Erwin Müller zum Fünfundsiebzigsten

Aufnahme: Hartmut Kühne

Eigentlich bin ich nicht prädestiniert dazu, ausgerechnet diese Laudatio zu schreiben, denn ich kenne unseren Jubilar ›erst‹ 13 Jahre. ›Uneigentlich‹ fühle ich mich durchaus dazu berufen, denn ohne ihn wäre ich wohl kaum ein aktives KMG-Mitglied geworden. Und das kam so:

Vor 13 Jahren schrieb ich dem (damaligen) Geschäftsführer einen etwas schüchternen Brief und fragte an, ob es wohl möglich wäre, Mitglied der KMG zu werden – schüchtern deshalb, weil ich bis dato nur wissenschaftliche Vereinigungen kannte, bei denen man die Befürwortung zweier Vollmitglieder benötigte, um beitreten zu können, sofern der Vorstand zustimmte. Ich bekam umgehend eine sehr persönliche Antwort, die sinngemäß lautete: „Wir freuen uns über jeden, der kommt, besonders aber über Frauen, da sie unterrepräsentiert sind.“ Er gab mir das Gefühl, wirklich willkommen zu sein. Und das zog sich durch unseren gesamten Briefwechsel während seiner verbleibenden Geschäftsführerzeit, angefangen von den Planungen für meinen ersten Vortrag in Bad Segeberg, über seine Bemühungen mich zur Mitarbeit in der Redaktion der ›Mitteilungen‹ zu bewegen bis hin zu seiner Idee, zusammen mit Joachim Biermann Hansotto Hatzig als Herausgeber abzulösen. Er war es auch, der mich für die Nachfolge von Ulrike Müller-Haarmann im Vorstand vorschlug.

Ich denke, das ist nicht seine geringste Gabe: zu spüren, daß jemand etwas leisten könnte, und ihn dann davon zu überzeugen, daß er es auch tun müsse. Und ich denke, daß viele unserer Aktiven ähnliche Erinnerungen an ihre Anfänge haben.

Für Erwin Müller ist ein Ehrenamt mehr, nein, eigentlich etwas anderes als unbezahlte Arbeit. Es ist so etwas wie das *eigentliche Werk*, eine Tätigkeit, die man nicht übernimmt, weil man sonst nichts zu tun hat oder weil es eben nicht bezahlt wird, aber einem die Chance gibt, Lorbeeren zu erben. Es ist ein Amt, das man übernimmt, weil es getan werden muß, wohl wissend, daß es weniger Ruhm als manchen Ärger einbringt. Der Geschäftsführer Erwin Müller war nie ein Verwalter der Mitglieder. Man hatte stets den Eindruck, das tue er so nebenbei. Er war Ansprechpartner in allen möglichen und unmöglichen Situationen, vermittelnd bei Auseinandersetzungen und dabei von einer heute selten gewordenen Bescheidenheit. Sein Credo: „Ich spiele hier nur die zweite Geige“. Er hat sich mit seiner ganzen Persönlichkeit in dieses Amt eingebracht, und daß die KMG kein kleiner Haufen exzentrischer Wissenschaftler, sondern eine große, lebendige Familie, die sich liebt und streitet, geworden ist, ist nicht zuletzt sein Verdienst.

Was ich persönlich ebenso bewundere wie die genannten Eigenschaften, ist die unauffällige Selbstverständlichkeit, mit der er sich nach der Umstrukturierung des Vorstandes im Jahr 1999 zurückgezogen und neue Aufgaben gesucht hat. Gelegentlich Beiträge für die ›Mitteilungen‹ hatten wir schon immer bekommen, jetzt aber startete er eine neue kleine Reihe, die unseren Lesern lieb und teuer geworden ist. Im aktuellen Heft veröffentlichen wir die 24. (!) Folge seiner ›Fundstelle‹, Zeichen seiner außerordentlichen und weitgefächerten Belesenheit ebenso wie seiner preußischen Pflichtauffassung (es ist die 24. Folge in Folge!). Als Redakteurin der ›Mitteilungen‹ bin ich eigennützig genug, darauf zu hoffen, daß wir diese Reihe noch eine ganze Weile fortsetzen können.

Lieber Erwin Müller,

die Karl-May-Gesellschaft dankt Ihnen aufrichtig für alles bisher Geleistete und gratuliert Ihnen zur Vollendung des 75. Lebensjahres am 27. Juli 2006. Wir wünschen Ihnen alles Gute für die Zukunft. Mögen sich Ihre Hoffnungen erfüllen und mögen Sie die Kraft haben, etwaige ›Schläge‹ zu meistern. Wir brauchen den Schreiber ebenso wie den Menschen.

Ad multos annos!

Gudrun Keindorf

*
**

Andreas Graf

Kolportage bei Münchmeyer und anderswo (I)

Dresden und Berlin als Produktionszentren von ›Volksromanen‹ 1850–1930

Nicht nur Karl May hat Kolportageromane geschrieben – diese Erkenntnis ist, auch innerhalb der May-Gemeinde, nicht neu. Aber bei der Frage nach den weiteren Autoren und Verlagen, ja sogar danach, was denn die Kolportage *genau* sei, erntet man allerdings, bis in die neueste Zeit, eher hilfloses Achselzucken. Das liegt offenbar vor allem daran, dass von Interessierten zu diesem Thema lediglich auf die – teils sehr beachtlichen – Publikationen zurückgegriffen wird, die innerhalb der KMG erschienen sind bzw. von Verfassern aus diesem Kreis stammen.[1] Dadurch entsteht gelegentlich, trotz aller grundsätzlichen Aufgeschlossenheit, in mancherlei Hinsicht eine gewisse Schieflage, welche der Überzeugungskraft vorgetragener Argumente abträglich ist.[2] Diesem Umstand soll hier, knapp und vorwiegend statistisch orientiert bzw. als Quellendarstellung, wenigstens ansatzweise abgeholfen werden. Eine umfangreiche Monographie zu diesem Thema, mit Beantwortung aller auch den weiteren Kreis um Karl May betreffenden Fragen, hat Hainer Plaul in Arbeit. Diesem Werk soll nicht vorgegriffen werden. Mir geht es lediglich um einen knappen Aufriss des grundsätzlichen zeitgeschichtlichen und buchhandelsgeschichtlichen Horizonts, um Hinweise auf interessante Quellen und einige Publikationen zur Kolportage, etwa von Kosch/Nagl (1993), Scheidt (1994), Graf (1995 u. 2003) und Storim (2003)[3].

---

1 Vgl. Ralf Harder: Karl May und seine Münchmeyer-Romane. Ubstadt: KMG-Presse 1996 (Materialien zur Karl-May-Forschung 19); Gert Ueding: Glanzvolles Elend. Versuch über Kitsch und Kolportage. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1973; Volker Klotz: Ausverkauf der Abenteuer. Karl Mays Kolportageroman *Das Waldröschen*. In: Probleme des Erzählens in der Weltliteratur. Hg. v. Fritz Martini. Stuttgart 1971, S. 159–194.

2 So leider auch in den entsprechenden Kapiteln der neuen May-Biographie von Wohlgschaft.

3 Gunter Kosch/Manfred Nagl: Der Kolportageroman. Bibliographie 1850 bis 1960. Stuttgart: Metzler 1993; Gabriele Scheidt: Der Kolportagebuchhandel (1869–1905). Eine systemtheoretische Rekonstruktion. Stuttgart: Verlag für Wissenschaft und Forschung 1994; Andreas Graf: Literarisierung und Kolportageroman. Überlegungen zu Publikum und Kommunikationsstrategie eines Massenmediums im 19. Jahrhundert. In: Hören Sagen Lesen Lernen. Bausteine zu einer Geschichte der kommunikativen Kultur. Festschrift für Rudolf Schenda zum 65. Geburtstag. Hg. v. Ursula Brunold-Bigler und Hermann Bausinger. Bern u. a.: Peter Lang 1995, S. 277–291; Andreas Graf: Familien- und Unterhaltungszeitschriften. In: Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert. Bd. 1, Teil 2: Das Kaiserreich 1871–1918 (hg. von Georg Jäger) Frankfurt/Main: MVB Marketing- und Verlagsservice 2003, S. 409–522; Mirjam Storim: Kolportage-, Reise- und Versandbuchhandel. In: ebd., S. 523–593.

Kolportagebuchhandel: Konkurrenz zum Sortiment

Was war der Kolportagebuchhandel und was sind Kolportageromane? Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts hatten sich drei Vertriebsformen für Schriften entwickelt, die von ›Colporteuren‹ – (franz.) col = Hals, porter = tragen: diese Händler trugen die Bücher in Körben auf dem Rücken bzw. boten sie in Kästen an, die mit Bändern um den Hals gehalten wurden – betrieben wurden[4]: 1. der *fliegende Buchhandel*, der sich mit dem Verkauf von Druckwerken und Schriften auf öffentlichen Plätzen, Jahrmärkten, Messen, Kirmessen usw. beschäftigte, meist in Buden oder Ständen, 2. der *Wander- und Hausierbuchhandel*, der den Vertrieb abgeschlossener Werke (z. B. Kalender, Gebets- und Gesangbücher, Schul- und Kochbücher, Erbauungsschriften, Traktätchen, Briefsteller, Traumbücher, ›Volksbücher‹ = popularisierende Heftchen mit Texten aus der Weltliteratur, von Fortunatus bis Schinderhannes und Werther) von Dorf zu Dorf übernahm, und 3. der *Reise-, Subskribenten- und Abonnementsbuchhandel*, bei dem Subskribenten für größere Werke (z. B. das berühmte Brockhaus-Lexikon) mit Hilfe des ersten vollständigen Bandes geworben wurden. Aus diesem letztgenannten Zweig entwickelte sich jener neue Medienzweig, der auch im Zusammenhang mit May und Münchmeyer als *Kolportagebuchhandel* bezeichnet wird. Dazu bedurfte es jedoch einiger gravierender Veränderungen, die sich erst nach 1850 für den deutschen Buchhandel bzw. das Verlagswesen ergaben. Waren die Kolporteure bis dahin nämlich meist Angestellte eines buchhändlerischen Betriebs gewesen (d. h. einer örtlichen Buchhandlung), so wurden sie nun zunehmend selbständige Gewerbetreibende. Dieser allmähliche Wechsel von der sog. ›Verlagskolportage‹ zum Kolportagebuchhandel führte zu einem immer weiter sich verschärfenden Konkurrenzverhältnis dieser ›fliegenden‹ Selbständigen zum ortsansässigen ›Sortiment‹: In dieser ökonomischen Konkurrenzsituation hat ganz vorwiegend die seit den 1850er Jahren, parallel zur Entwicklung des Geschäftszweiges, kontinuierlich zunehmende Diffamierung des Kolportagebuchhandels als ›Schundverkäufer‹[5] ihre Ursache. Die niedergelassenen Buchhändler, die selbst jeweils eine langjährige, strikt geregelte und vom ›Börsenverein‹ als ständischer Kontrollinstanz streng überwachte Ausbildung absolvieren mussten, sahen sich durch die zunehmende ›Billigkonkurrenz‹, die meist über keinerlei Ausbildung verfügte (bzw. wie Münchmeyer, der Zimmergeselle war, eine fachfremde), an die Wand bzw. aus dem Markt gedrängt. Die niedergelassenen Sortimentsbuchhändler mussten erkennen, dass ihre relativ wenigen, eher an elitären Bildungsvorstellungen ausgerichteten Ladengeschäfte das rapide zunehmende Lesebedürfnis in der breiten Bevölkerung, das durch bessere Schulausbildung, stärkere Alphabetisierung, beginnende Verstädterung, Entwicklung der Wissenschaften usw. ständig gefördert wurde, nicht mehr befriedigen konnten. Der Sortimentsbuchhandel und das traditionelle Verlagswesen, das mit diesem eng zusammenhing –

4 Darstellung überwiegend nach Storim, S. 523f.

5 Die Zunahme der Diskriminierung lässt sich anhand der entsprechenden bösen Notizen im ›Börsenblatt‹, dem Standesorgan der Sortimentsbuchhändler, kontinuierlich verfolgen, vgl. Graf 1995, S. 281–284.

denn die niedergelassenen Buchhändler fungierten praktisch als dessen Verkaufsagenten –, benötigten bis in die 1890er Jahre, also eine ganze Generation, um sich auf die veränderte Situation einzustellen.

Es muss nicht eigens betont werden, dass die Diskriminierung der Kolportage durch das Sortiment und die bürgerliche Literaturkritik, d. h. eine Kritik namens der traditionellen, vorwiegend durch das Sortiment vertretenen Verlage, *inhaltlich* kaum gerechtfertigt war. Jene Ritter-, Räuber- und Gespensterromane, die seit ›Rinaldo Rinaldini‹ etwa fünf Jahrzehnte lang in Deutschland in Massen produziert worden waren, unterscheiden sich inhaltlich von den späteren ›Volksromanen‹ praktisch nicht – im Gegenteil, viele der späteren Kolportageromane stellen offene oder versteckte Plagiate dieser schon Jahrzehnte älteren Unterhaltungsschmöker dar (s. u.). Der Unterschied war nur: An diesen älteren Schmökern hatte der Sortimentsbuchhandel noch mitverdient! Die Leihbüchereien, welche diesen Lesestoff vorwiegend anboten, wurden selbstverständlich vom stehenden Buchhändler regelmäßig mit ihrer Ware beliefert, weshalb Kritik an *dieser* Vertriebsform nicht opportun war. Damals hatte sich die Kritik allerdings, konsequenterweise, gegen die Leihbüchereien gerichtet – auch hier häufig aus durchsichtigen ökonomischen Motiven: Die ca. 600 bis 1000 Leihbüchereien, hieß es, verhinderten durch ihre Präsenz höhere Auflagen von Büchern und behinderten damit angeblich die Prosperität des Verlagswesens, die wirtschaftliche Existenz der Schriftsteller, die Qualität der Literatur usw. usf. Vereinfacht lässt sich sagen: Die Leihbibliothekspolemik der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde durch die Schundpolemik der zweiten Jahrhunderthälfte abgelöst; beide folgten sozial-ökonomischen Gruppeninteressen, die mit ästhetischen Argumenten camoufliert wurden.

Neuer Markt durch zunehmende Alphabetisierung

Ein kaum zu unterschätzender Aspekt bei der Entwicklung des Kolportageverlagswesens war die Einführung der Gewerbefreiheit – am 1. Januar 1862 bereits in Sachsen, im Mai 1862 in Baden, dann in Württemberg, erst 1869 in Preußen. Sie schuf die Voraussetzung dafür, dass sich – beispielsweise – angestellte Kolporteure, die bis dahin im Auftrag von Buchhandlungen oder Verlagen gearbeitet hatten, leichter in selbständige Gewerbetreibende verwandeln konnten; oder dass sich Ungelernte oder Menschen aus ganz anderen Berufen dem Buch- und damit Kolportagehandel zuwendeten; und dass diese dann, nachdem sie als auf eigene Rechnung über Land und durch die Stadt ziehende Kolporteure den Massengeschmack kennengelernt hatten, auch eigene Verlage gründeten und nunmehr den begehrten Lesestoff selbst produzierten, statt ihn, auf Rechnung und mit weit geringerer Gewinnspanne, von anderen zu beziehen. So geschehen, wie bekannt, bei Heinrich Gotthold Münchmeyer – der auch insofern geradezu als charakteristischer Sozialtypus eines Kolportageverlegers anzusehen ist. Durch die Regelmäßigkeit, mit der dieser neue Kolporteurstyp vor und in den Häusern der Konsumenten auftauchte, konnte der neue Markt für die ›Volksromane‹ überhaupt erst entstehen. Waren die Kolporteure in Biedermeierzeit und Vormärz nur wenige Male im Jahr auf Jahrmärkten und in den Dörfern präsent gewesen, kam mit den regelmäßigen Lieferungen a) der ›Volksromane‹ und b) der ›Kolportagezeitschrif-

ten‹ der Kolporteur nunmehr wöchentlich oder vierzehntägig vorbei. Hier entstand nicht nur eine völlig neue und enge Kommunikationsstruktur zwischen Produzent, Vertrieb und Konsument, die eine unmittelbarere und strukturelle An- und Einbindung der Konsumentenwünsche an bzw. in das Produkt überhaupt erst ermöglichte, sondern es entwickelte sich auch eine nun gezielt ansteuerbare und damit profitable Region im wirtschaftlichen Kosmos. „Mit der sequentiellen Regelmäßigkeit des Absatzes, welche die Romankolporteure garantierten, gewann dieser Markt überhaupt erst eine festere und verlässliche Struktur, die ihn auch für Spekulanten oder größere Investoren finanziell interessant machte.“[6] Die exorbitanten Auflagen und wohl auch Gewinne mancher Kolportageromanverleger, von Münchmeyer in Dresden bis Grosse in Berlin, sind Ausweis dieser Entwicklung. Auf Münchmeyer bezogen bedeutet das: Weil er als Kolporteur auf eigene Rechnung den Lesegeschmack der sächsischen Neu-Alphabetisierten bestens kennengelernt hatte, vermochte er das ökonomische Risiko einer Verlagsgründung einzuschätzen bzw. zu begrenzen.

> „Für Buchhändler und Drucker hieß das, daß nun auch ungelernte Kräfte sich in diesem Metier betätigen konnten, das noch stark von einem elitären Selbstverständnis geprägt war. Das Erscheinungsbild ganzer Berufsgruppen – von den Autoren über die Hersteller, Drucker, Buchhändler und Verleger bis schließlich zum Lesepublikum – wurde von nun an zunehmend *mit*bestimmt von ›unzünftigen‹ Mitbewerbern und Kollegen, die teils nicht einmal das Alphabetisierungs-, geschweige denn das Literarisierungs- oder Bildungsniveau der Alteingesessenen vorzuweisen hatten.“[7]

Warum hatte es einen solchen festen und breiten Markt in Deutschland vorher nicht gegeben, obwohl doch Zeitschriften und Zeitungen, die täglich und wöchentlich erschienen, bereits seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert in breiter Fülle existierten?[8] Das lag an einer Besonderheit des deutschen Zeitschriftenwesens: dem Abonnement. In Deutschland (sowie in Österreich, der Schweiz und den Niederlanden) wurden Zeitungen und Zeitschriften ausschließlich im Abonnement verkauft; meist wurde pränumerando (also im voraus) für ein halbes oder Vierteljahr bezahlt und die einzelnen Nummern dann von einem Austräger ins Haus gebracht. Mit dem Inkasso hatte dieser Austräger entweder gar nichts zu tun (oft gab es dafür eine gesonderte Vertrauensperson) oder es geschah nur alle drei oder sechs Monate; d. h. diese Art des Buchhandels war ein *Kreditgeschäft* auf Kosten der Konsumenten, welche die manchmal nicht geringen Gebühren für einen gewissen Zeitraum vorstrecken mussten. Dies war den meisten Menschen jedoch nicht möglich: die entsprechende Summe war einfach zu hoch. Deshalb blieb das Zeitungs- und Zeit-

6 Graf 1995, S. 280.

7 Ebd., S. 283.

8 Vgl. z. B. Von Almanach bis Zeitung. Ein Handbuch der Medien in Deutschland 1700–1800. Hg. v. Ernst Fischer, Wilhelm Haefs und York-Gothart Mix. München: Beck 1999. Dazu meine Rezension: Populär? Bürgerlich! In: Buchhandelsgeschichte 4/1999, S. B170–B173.

schriftenwesen in Deutschland – anders als etwa in England, Frankreich[9] oder Amerika, wo der fliegende Buchhandel eine große Rolle spielte – lange Zeit auf bürgerliche und entsprechend finanzkräftige Kreise beschränkt. Das begann sich im großen Stil erst mit den 1880er Jahren zu ändern – erst nach dieser Zeit konnten in Deutschland Zeitungen und Zeitschriften allmählich auch auf der Straße und im Direktverkauf, also als *Bargeschäft*, verkauft und erworben werden.[10] Was hat diese Entwicklung mit den Kolportageromanen zu tun? Ganz einfach: Die Romankolportage war von Anfang an, was der Zeitschriftenvertrieb erst allmählich (und auch nur teilweise) wurde: ein Bargeschäft nämlich! Nur auf der Grundlage des Bargeschäfts konnte sich das Kolportageverlagswesen überhaupt entwickeln: Niemand aus dem Lesepublikum etwa der Münchmeyerromane Karl Mays hätte sich einen solchen Roman leisten können, wenn die Gebühr dafür vierteljährlich oder gar jährlich im Voraus zu entrichten gewesen wäre!

> „Der kleine Mann, die weniger begüterte Familie kann sich jene Werke, aus welchen sie Bildung, Anregung, Gemüthserhebung, geistige Nahrung schöpfen möchten, nicht mit einem Male anschaffen, der Colportagebetrieb bietet diese Werke ihnen für kleine Theilzahlungen in Heften.“[11]

> „Die Kolportagebuchhandlung sendet an ihrem Geschäftssitze und in dessen Umgebung Abonnentensammler (Kolporteure) aus, die von Haus zu Haus gehen und überall Probehefte von Lieferungswerken oder Probenummern von Zeitschriften abgeben, auf die sie beim Wiedereinsammeln Abonnenten zu gewinnen suchen. Dabei verkaufen sie auch abgeschlossene Druckschriften kleineren Umfangs [z. B. Kalender]. Ihr Kundenkreis setzt sich zumeist aus Handwerkern, Arbeitern, Dienstboten u. dergl. zusammen, gehört also den minder bemittelten Kreisen an. Für jedes abonnierte Heft, das er bringt, zieht der Kolporteur den Betrag (gewöhnlich 10 Pfg.) sofort ein und ebenso den Preis für jede verkaufte ›Druckschrift‹.“[12]

Und das gilt entsprechend auch für Zeitschriften wie den ›Deutschen Wanderer‹ bei Münchmeyer, dem ›Buch für Alle‹ und der ›Bibliothek der Unterhaltung und des

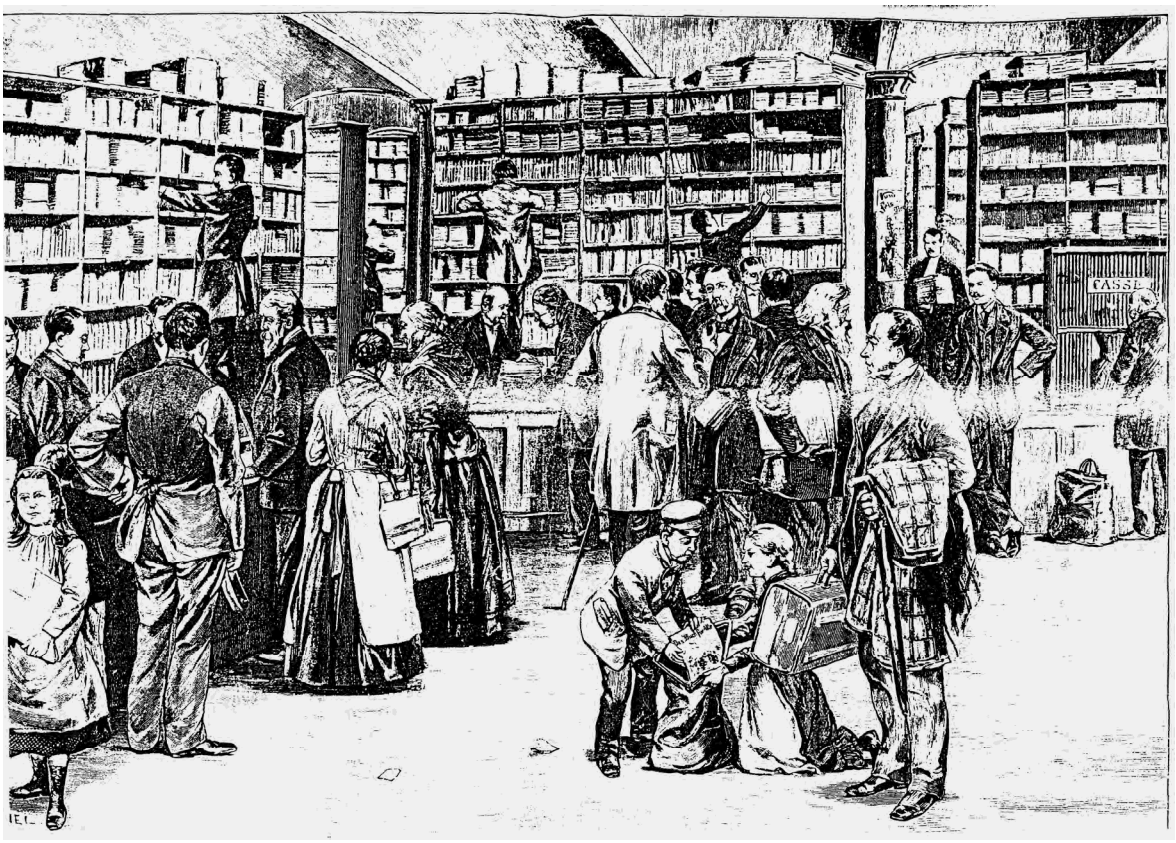
---

9 Der französische und englische *Feuilletonroman* konnte sich nur auf der Grundlage dieses Einzel- und Barverkaufs entwickeln: Die Autoren, etwa Dumas, Sue oder Dickens, erhielten tägliche Rückmeldungen aus ihrem Lesepublikum und stellten sich auf dessen Erwartungen an Handlungsführung, Figurenentwicklung, Setting usw. kurzfristig neu ein. Dies war Autoren deutscher *Fortsetzungsromane* praktisch nicht möglich: Das Lesepublikum reagierte zwangsläufig in viel längeren Intervallen (drei- oder sechsmonatig oder jährlich), die an die Laufzeit der Abonnements gebunden waren. Der Spontanität im Einbezug der Publikumswünsche waren damit enge Grenzen gesetzt. Feuilletonroman und Fortsetzungsroman dürfen schon aus diesem Grund nicht miteinander verwechselt werden: Ihre Kommunikationsstruktur unterscheidet sich erheblich voneinander.

10 Vgl. hierzu ausführlich Graf 2003, S. 416–423.

11 Der deutsche Colportagebuchhandel. In: Das Buch für Alle. Jg. 1894, Heft 11, S. 275.

12 Karl Bücher: Der deutsche Buchhandel und die Wissenschaft. Denkschrift im Auftrage es Akademischen Schutzvereins verfaßt. 3. Auflage. Leipzig: Teubner 1904, S. 221.



„Freitag Nachmittag in einer Colportagebuchhandlung. Nach einer Originalskizze von E. Hosang“ (Quelle: Das Buch für alle, Jg. 1894, S. 273; die schlechte Qualität der Vorlage für diese Abbildung bitten wir zu entschuldigen.).

Wissens‹ bei Schönlein, der ›Novellen-Flora‹ bei Oeser usw.: Auch diese wurden ›an der Haustür‹ bar bezahlt, von Woche zu Woche immer wieder neu, zehn oder fünfzehn Pfennige – insofern sind diese und weitere Zeitschriften der Kolportageverlage Vorreiter für eine Modernisierung des deutschen Zeitschriftenwesens gewesen, die sich breiter erst um 1900 durchsetzte. In diesem vertriebsökonomischen Umstand besteht aber natürlich auch – und darauf muss an dieser Stelle mit Nachdruck hingewiesen werden – der wesentliche Unterschied zwischen bürgerlichen Zeitschriften wie ›Daheim‹, ›Gartenlaube‹ usw. und den Kolportagezeitschriften: die ›Gartenlaube‹ u. a. wurden nicht im Einzelverkauf, nicht von Woche zu Woche, nicht durch Barverkauf (jedenfalls nicht bis Ende der 1880er Jahre) abgesetzt.[13]

Kolportagezeitschriften erkennt man mithin nicht so sehr, wie oft unterstellt wird, am Inhalt, sondern allein an der Vertriebs- bzw. Bezahlungsform: Hermann Schönleins Zeitschriften beispielsweise, die sämtlich nur durch Kolportage vertrieben wurden, unterscheiden sich inhaltlich kaum von den genannten bürgerlichen Zeitschriften, welche die Post oder der Buchhandel vertrieben. Schönlein hatte lediglich als erster

13 Bibliographisches Unterscheidungsmerkmal ist meist, allerdings erst für die späteren Jahre, der aufgedruckte – oder eben fehlende – Einzelverkaufspreis pro Heft.

in Deutschland den Zeitschriftenmarkt der ›Kleinen Leute‹ erschlossen,[14] also derer, die von Woche zu Woche mit kleinster Münze für ihr Lesevergnügen zahlen.

Bei der Gattungsbeschreibung muss differenziert werden: In der Frühphase der beiden neuen Medien – Kolportage*roman* und Kolportage*zeitschrift* – waren zahlreiche der Zeitschriften formal wie inhaltlich kaum von den Lieferungsromanen zu unterscheiden. Beim ›Deutschen Wanderer‹ etwa, aber auch bei der ›Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens‹, der ›Novellen-Flora‹ usw. handelte es sich praktisch um ›Romanzeitschriften‹;[15] Programm und Aufmachung orientierten sich eher an den Lieferungsromanen als an den bürgerlichen Unterhaltungszeitschriften.

Dresden und Berlin

Analog die Kolportageromane: Auch sie wurden von Woche zu Woche bezahlt und waren dadurch erschwinglich auch für kleine Geldbeutel.[16] Ein weiteres wichtiges Unterscheidungsmerkmal zur sonstigen Romanproduktion in Deutschland besteht darin, dass diese Romane *eigens für den Einzelvertrieb hergestellt* wurden. Mögen später, mit den 1890er Jahren, auch die Romane der meisten anderen Autoren in Lieferungen angeboten worden sein (etwa Möllhausens Romane der List-Ausgabe oder auch die Fehsenfeldromane Mays, die Romane Julius Wolffs, auch Theodor Fontanes usw.): Diese Romane lagen fertig vor, bevor sie vom Verlag portioniert und (auch) lieferungsweise vertrieben wurden, sie mussten zudem meist abonniert d. h. pränumerando bezahlt werden. Als Kolportageromane sind also nur solche Werke zu bezeichnen, die eigens für den Einzelvertrieb und -verkauf produziert wurden.

Betrachtet man nun die Kolportageromanproduktion zwischen 1850 und 1930, so lassen sich unschwer zwei Zentren ausmachen: Dresden (bzw. Sachsen) und Berlin.[17] Diese beiden Orte waren mit weitem Abstand die bedeutsamsten Produktions-

---

14 Vgl. Andreas Graf: Hermann Schönleins „Illustriertes Unterhaltungs-Blatt“ und Karl Mays „Dukatenhof“. Zur Verbreitung populärer Literatur im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. In: Buchhandelsgeschichte 3/1995, B100–B107.– Schönleins Dominanz auf diesem Feld mag übrigens einer der Gründe dafür gewesen sein, dass die Dresdener Kolportageverlage mit ihren Zeitschriftengründungen, anders als mit ihren Volksromanen, wenig Erfolg hatten.

15 Zur Genese der Romanzeitschriften vgl. Graf 2003, S. 496–505.

16 Die Vermutung, Kolportageromane hätten „die Kaufkraft wichtiger lesefähiger und lektürehungriger Schichten bis hin zum unteren Mittelstand weitgehend absorbiert“ und ihnen „den Weg zum Angebot des herkömmlichen Buchhandels erschwert“ (Reinhard Wittmann: Geschichte des deutschen Buchhandels. München: Beck 1991, S. 253), erweist sich insofern als kaum stichhaltig. Lektüre, die nicht im wöchentlichen Kleinstbarverkauf erstanden werden konnte, war für Proletariat, Kleinbauern und untere Mittelschicht von den 1850er bis 1890er Jahren unerschwinglich.

17 Nachfolgende Angaben sowie die Tabellen beruhen auf der Bibliographie von Kosch/Nagl 1993. Die hier wiedergegebenen Tabellen beziehen sich nur auf die größeren Verlage, eine komplette Berücksichtigung aller Kleinstfirmen hätte den Umfang des Vorliegenden gesprengt.

zentren der deutschen Kolportageromane. Von den 1516 Kolportageromanen, die bis 1930 erschienen, stammten aus diesen beiden Städten über tausend Titel – das sind zwei Drittel der gesamten Produktion der Jahrzehnte von 1865 bis 1935. Allerdings macht die Verlagsstatistik auch erhebliche strukturelle Unterschiede beider Zentren deutlich. Während in Dresden die Produktion von 498 (mit Oeser: 593) Romantiteln in 28 (bzw. 29) Verlagen bewerkstelligt wurde, haben in Berlin 81 Verlage 516 Titel hervorgebracht. In Sachsen wurde also annähernd die gleiche Titelanzahl wie in Berlin (bzw. 15 % mehr) von nur einem Drittel der Anzahl Verlage erzeugt. Mithin gab es in der Stadt Berlin zahlreiche kleinere Kolportageverlage, Sachsen dagegen beherbergte einige wenige große. Unter jenen neun Firmen, die einen Gesamtausstoß von mehr als fünfzig Kolportageromanen aufweisen, befanden sich drei (bzw. nur zwei) in Berlin (Grosse bzw. Verlagshaus f. Volksliteratur u. Kunst, Weichert), in Sachsen aber sechs (Münchmeyer, Oeser, Tittel, Wolf, Ander, Dietrich) (vgl. Tab. 1); während von den Verlagen, für die nur ein Titel nachgewiesen ist, in Dresden neun zu finden sind, befanden sich 40 solcher Kleinstverlagshäuser in Berlin.

Andere Städte folgten in der Kolportageromanproduktion erst mit weitem Abstand: in Wien gab es 19 Verlage, die 93 Romane produzierten, in Leipzig 30 Verlage mit insgesamt 101 Titeln. Im süddeutschen Verlagszentrum Stuttgart befanden sich nur vier Kolportageverlage mit einer Gesamtproduktion von sechs Romanen. In Hamburg und Altona gab es sechs Verlage, die 24 Romane produzierten; hiervon stammte mit 18 Romanen der überwiegende Anteil aus dem Verlag Humburg. In München saßen neun Verlage, für die je ein Roman nachgewiesen ist, in Köln brachten vier Verlage fünf Romane, in Magdeburg drei Verlage sechs Romane heraus. Konfessionell-geographisch gesehen war der Kolportageroman also offenbar im mittel- und norddeutschen protestantischen Raum verortet, während der katholische Westen und Süden, das Rheinland und Bayern, in dieser Hinsicht volksliterarische Diaspora darstellten. Eine bemerkenswerte Ausnahme von diesem Befund ist jedoch Wien, das im südlichen deutschsprachigen Raum ein relativ bedeutendes Produktionszentrum war.

Neben den beiden großen Zentren Dresden und Berlin gab es einige kleinere Städte, in denen die Produktion von Kolportageromanen für einen gewissen Zeitraum einen wichtigen Erwerbszweig bildete. Neben Neusalza/Spremberg, von wo aus der Verlag Oeser nicht nur mit Kolportageromanen, sondern vor allem mit Illustrationen, Prämienbildern und ähnlichem populären Wandschmuck eine überragende Bedeutung[18] gewann, gehörten dazu vor allem Löbau mit den Verlagen Breyer (sieben Romane) und Walde (16 Romane) sowie der in Heidelberg ansässige Verlag der Gebrüder von Schenk (22 Romane).

18 Keineswegs handelte es sich, wie Wohlgschaft meint, um einen „kleinen Provinzverlag“ (vgl. Hermann Wohlgschaft: Karl May Leben und Werk. Bargfeld: Bücherhaus 2005, Bd. 1, S. 354).

Beim Blick auf die Tabelle der zweieinhalb Dutzend größten Verlage (Tab. 1) ist zudem zu erkennen, dass das neue Medium Kolportageroman offenbar in Sachsen erfunden und dort auch zunächst fortentwickelt wurde. Die Verlage Breyer (Dresden/Löbau, seit 1851), Oeser (Neusalza, seit 1852), Walde (Löbau, seit 1853), Tittel (Dresden, seit 1865), Wolf (Dresden, seit 1868) und Lohse (Dresden, seit 1870) gehören zu den allerfrühesten Produzenten des neuen Massenmediums, während erst mit einer gewissen Zeitverzögerung auch die Berliner Firmen Sacco (seit 1855), Seehagen (seit 1863), Grosse (seit 1868), Köppen (seit 1868) und Werthmann (seit 1870) mit der Produktion einsetzten. Welche Rolle im Entstehungszusammenhang des Mediums die Firmen Humburg (Hamburg, seit 1865), Hartleben (Wien, seit 1866) und Waldheim (Wien, seit 1867) spielten, bleibt näher zu prüfen. Ein Grund für den zeitlichen Vorsprung Sachsens dürfte in der deutlich früheren Einführung der Gewerbefreiheit dort im Jahr 1862 zu suchen sein. Die findigen sächsischen Verleger konnten ihren zeitlichen Vorsprung offenbar dazu nutzen, um Dresden und Sachsen zum wichtigsten Kolportageproduktionszentrum auszubauen. Wie und wodurch dies im Einzelnen geschehen konnte, bleibt zu klären. Eine wichtige Rolle dürften beim Aufbau der Dresdener Verlagsmacht jedenfalls

Tab. 1: Romanproduktion der größten Kolportageverlage 1852–1936 (Verlage mit mehr als 10 Titeln)

Verlag	*Ort*	*Anzahl der Titel*	*Zeitraum*
H. G. Münchmeyer	Dresden	120	1871/72–1932
Werner Grosse	Berlin	111	1868–1892
Oeser	Neusalza	95	1852–1915
Tittel [bzw. Nachf.]	Dresden	66	1865–1900
August Weichert	Berlin	64	1880–1913
Adolph Wolf	Dresden	63	1868–1901
Verlagshaus f. Volksliteratur u. Kunst*	Berlin	60	1890–1929
Adolf Ander	Dresden	57	1894–1935
R. H. Dietrich	Dresden	53	1885–1912
Hartleben	Wien/Leipzig	33	1866–1879
Dresdener Roman-Verlag	Dresden	32	1901–1914
Schenk	Heidelberg	22	1875–1880
Breyer	Dresden/Löbau	19	1851–1865
Lohse	Dresden	19	1870–1883
Mignon	Dresden	19	1924–1934
Sacco [bzw. Nachf.]	Berlin	19	1855–1885
Humburg	Hamburg	18	1865–1871
Walde	Löbau	16	1853–1873
Werthmann	Berlin	15	1870–1886
Berliner Roman-Verlag	Berlin	14	1897–1910
Freya	Heidenau	14	1924–1936
Burmester & Stempell	Berlin	12	1870–1875
Seehagen	Berlin	12	1863–1872
Singer	Wien	12	1870–1872
Köppen	Berlin	11	1868–1875
Marien-Verlag	Leipzig	11	1925–1920
Waldheim	Wien	11	1867–1875

* Nachfolger des Verlags Werner Grosse *nach Kosch/Nagl 1993*

auch gewachsene persönliche Beziehungen gespielt haben: der Kolporteure untereinander, zu den Druckern, den Verlegern, den Illustratoren und Autoren.

Interessant für das soziale Entstehungsmilieu des Mediums ist nämlich die Tatsache, dass offenbar einige der sächsischen Buchhändler, Kolporteure und Verleger aus der Frühzeit miteinander verwandt und verschwägert waren – was auch für das Milieu, in das Karl May 1874 als Redakteur und später wieder als Kolportageautor geriet, von erheblichem Interesse ist. Friedrich Tittel (1826–1897?) beispielsweise, der in seinem Verlag zwischen 1865 und 1900 allein 66 Kolportageromane produzierte, daneben zahlreiche Zeitschriften und Kalender, war seit August 1879 mit der jüngeren Schwester von Pauline Münchmeyer, Minna Ey (1843–1918) verheiratet[19], jener Dame, die kurz zuvor noch Karl May durch Heirat hatte an den Münchmeyer-Verlag binden wollen oder sollen. Tittel hatte zusammen mit seinem Schwiegervater J. Breyer bis 1862 die Buchhandlung und Leihbibliothek Breyer & Tittel in Potschappel geführt[20], die er dann ein paar Jahre allein betrieb, um schließlich seit 1865 Teilhaber und Geschäftsführer der J. Breyerschen Buchhandlung in Dresden, die auch als Tittel & Wolf firmierte, zu sein. Tittels Schwager war Adolph (bzw. Adolf) Wolf, der selbst seit 1868 63 Kolportageromane und einige Zeitschriften produzierte, darunter auch den ›Weltspiegel‹, für den Karl May Beiträge lieferte. Schwiegervater der Schwäger Friedrich Tittel und Adolf Wolf war J. Breyer, der von 1847 bis 1865 als Inhaber der gleichnamigen Buch- und Verlagshandlung in Löbau firmierte, in der zwischen 1861 und 1865 19 Kolportageromane erschienen. Ob zu diesem verlegerischen Familiengemälde auch Adalbert Heinrich Breyer gehörte, der als Kolportageromanverfasser für die Verlage Münchmeyer und Oeser einige Lieferungsromane verfasste, darunter ›Der Fluch des Meineids. Roman aus der Criminal-Geschichte‹ (1885), ›Geächtet oder das Glöcklein von Burgthal‹ (1889) und ›Treu bis zum Schafott‹ (1890), ist ungeklärt. Auch die persönlichen Verbindungen zwischen Verlegern und Druckern sind von Bedeutung: Beispielsweise war der Kolportageverleger R. H. Dietrich, für dessen Zeitschriften und Kalender auch May schrieb, gelegentlich als Drucker für Münchmeyer tätig.[21] Es darf angenommen werden, dass weitere Querverbindungen, vor allem auch zu manchem Autor, etwa Söndermann oder Lubojatzki, durch Recherchen in den einschlägigen Archiven zutage gefördert werden.

Auch May hatte persönliche Beziehungen zu diversen Kolportageautoren. Friedrich Ferdinand Kiessling (geb. 1835) beispielsweise, den May in seiner Redakteurszeit bei Radelli und Münchmeyer kannte, verfasste unter dem Pseudonym Ferdinand von Döbeln die Kolportageromane ›Manuela, die Heldin von Bulgarien. Eine romantische Erzählung‹ (ca. 1885) und ›Die Waldfee oder eine Gräfin aus dem Vol-

19 Ob der Mann von Minna Ey tatsächlich identisch ist mit dem Kolportageverleger Friedrich Tittel, ist noch nicht endgültig geklärt. Hainer Plaul geht von einer zufälligen Namensgleichheit aus (Brief Plauls an mich vom 19.4.2006). Es könnte sich aber um eine zweite Ehe handeln.

20 Börsenblatt 1862, Nr. 87 vom 11. Juni, Anzeige 12276.

21 Diesen Hinweis verdanke ich Hainer Plaul.

ke‹ (1886/87); Otto Freitag (1839–1900), den May als Redakteur bei Münchmeyer ablöste, schrieb zahlreiche Kolportageromane, etwa ›Das Federlottchen. Roman aus dem Berlin-Pariser Leben‹ (1888) oder ›Die feindlichen Brüder oder die Thugs in Indien‹ (1894); und Adolf Söndermann (1834–1892), mit über 50 Kolportageromanen ebenfalls hochproduktiv, war seit 1874 Redakteur diverser Zeitschriften bei Adolf Wolf, u. a. des ›Weltspiegel‹, für den auch May Erzählungen verfasste. Alle drei, Freitag, Kiessling und Söndermann, stammten aus einfachen Verhältnissen, wurden Redakteure, lebten (wie zahlreiche weitere Verfasser von Kolportageromanen, etwa Gustav Berthold, 1818–1894) in Dresden und verfassten Lieferungsromane – diese Parallele auch zu Mays Lebensschicksal verdeutlich die enormen sozialen Aufstiegsmöglichkeiten, die das neue Massenmedium für jene Bevölkerungsschichten bereithielt, für die Bildung und regelmäßige Lektüre in der zweiten Jahrhunderthälfte etwas aufregend Neues waren. Auch Adolf Lippold (1845–1847), der ›Im Kampf um Ehre und Leben‹ (1895/96) mitverfasst hatte, könnte Karl May gekannt haben: Er war fast gleichaltrig, war Sohn eines Webermeisters und stammte ebenfalls aus Ernstthal in Sachsen.[22]

Gewinne und Honorare

Über Gewinne und Kosten der Verleger und die Honorare für die Schriftsteller ist im Zusammenhang mit den späteren Prozessen zwischen Münchmeyer bzw. Fischer und Karl May viel gerätselt worden. Dass diesbezüglich in den vergangenen Jahren, was Karl May angeht, einige Klarheit geschaffen werden konnte, zeigen eindrucksvoll die differenzierte Darstellung dieses Aspektes in der neuen May-Biographie von Wohlgschaft[23] sowie die vernünftigen Überlegungen von Griese[24]. Weiteres Quellenmaterial, das die Kenntnisse zu diesem Bereich insgesamt erheblich erweitert, hat in jüngster Zeit Storim in der ersten umfassenden Darstellung dieses Verlagszweiges ausgebreitet.[25] Dort findet sich auch eine Kostenaufstellung für die Produktion eines Kolportageromans, die auf Angaben aus der ›Fach-Zeitung für den Colportage-Buchhandel‹ im Jahr 1892 beruht. Diese Kostenaufstellung wird im Folgenden komplett wiedergegeben (Tab. 2), da sie zur Einschätzung auch der Beziehungen Mays zur Kolportage einiges Sachdienliche beiträgt.

Die Beispielrechnung geht von 150 Heften für den Roman aus bzw. 145 Lieferungen plus der ersten fünf Gratishefte. Die Auflage sank kontinuierlich, insgesamt wurden etwa 8,5 Millionen Hefte verkauft. Jedes Heft hatte einen Umfang von 24 Druckseiten (das waren anderthalb Bogen), einen gleichbleibenden farbigen Um-

22 Vgl. Franz Brümmer: Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten. 6. Auflage, Bd. 4, S. 281.

23 V. a. 1. Bd., S. 563, 567ff., 618 und passim.

24 Volker Griese: Über Karl Mays Autorenhonorar während der Kolportagezeit. In: M-KMG 146/Dez. 2005, S. 28–31.

25 Storim 2003, v. a. S. 565–569. Die Tabelle dort S. 568. Storims Arbeit beruht weitgehend auf einer von Georg Jäger zusammengetragenen Quellensammlung.

schlag (mit Titelbild und Textillustration auf einem beiliegenden Blatt). Die Beispielrechnung führte für die 8,5 Mio. Hefte folgende Kosten auf:

Tab. 2 Produktionskosten eines Kolportageromans (1892)

12.750.000 Druckbogen mit 1 % Zuschuss, zus. 12.877.500 Bogen zu 2,40 M für 1000 Bogen	30.906 M
8.500.000 Umschläge mit 1 % Zuschuss, zus. 8.585.000 Umschläge, zu 5 auf den Bogen gerechnet, ergibt 1.700.000 Bogen zu 8 M für 1000 Bogen	13.600 M
8.500.000 Illustrationen mit 1 % Zuschuss, zus. 8.585.000 Illustrationen, zu 10 auf den Bogen gerechnet, ergibt 850.000 Bogen zu 8 M für 1000 Bogen	6.800 M
12.750.000 Drucke Textbogen zu 1,50 M das Tausend	19.125 M
8.500.000 Umschlag-Drucke zu 1 M das Tausend	8.500 M
8.500.000 Illustrationen zu 1 M das Tausend	8.500 M
8.500.000 Hefte zu broschieren, für 1000 2 M	17.000 M
für 225 Bogen Satz zu 18 M	4.050 M
für 225 Bogen Stereotypie zu 12 M	2.700 M
für 225 Bogen Schriftsteller-Honorar zu 30 M	6.750 M
für 150 Illustrationen dem Zeichner 10 M pro Stück	1.500 M
für 150 Ätzungen zu je 10 M	1.500 M
Emballage für je 1000 Hefte 30 Pfg	2.500 M
Geschäftsunkosten	20.000 M
Summe der Ausgaben	**143.431 M**

Quelle: Storim 2003 (nach Fach-Zeitung für den Colportage-Buchhandel 1892 bzw. Papier-Zeitung 1892)

Nach dieser Beispielrechnung stand den Kosten von 143.000 Mark eine Einnahme von etwa 225.000 bzw. 250.000 M gegenüber, wenn man die abgesetzten Hefte mit 5 bzw. 4,5 Pfg (10 Pfg minus Rabatt) berechnet. Das entspricht, gemessen an den Kosten, einem Verlegergewinn (vor Steuern) von 57 % (82.000 M) bzw. 75 % (107.000 M).[26] Dieser Gewinn bezieht sich, wöchentliche Erscheinungsweise der Hefte angenommen, was die Regel war, auf einen Zeitraum von drei Jahren, d. h. pro Jahr machte der Verleger dieses Kolportageromans einen Gewinn von 27.500 M bzw. 36.000 M. Dem steht ein Schriftsteller-Honorar von 45 M pro Heft gegenüber, das sind jährlich 2250 M, ein Zeichner verdiente 500 M im Jahr. Die durchschnittliche Auflage pro Lieferungsheft betrug in der Beispielrechnung etwa 57.000 (8,5 Mio. verteilt auf 150 Nummern) – dies ist allerdings eine künstliche bzw. fiktive Zahl, da es zur Regel des Gewerbes gehörte, dass die ersten Hefte in deutlich höheren Auflagen erschienen und die Auflage dann kontinuierlich sank.

Auf Karl May und Münchmeyer bezogen lassen sich diese Zahlen folgendermaßen interpretieren: Mays Münchmeyer-Romane bestanden aus 101 bis 109 Lieferungen;

26 Kritiker des Kolportagehandels nannten damals allerdings deutlich höhere Gewinnspannen, sie sprachen von 100 % bis 300 %, manchmal sogar 500 %.

vereinfachend kann man also, um mit den Angaben der Tabelle die Verhältnisse May–Münchmeyer zu beleuchten, sämtliche dortigen Daten um etwa 33 % reduzieren. Demnach hätte Münchmeyer mit seinen Romanen – einen nur durchschnittlichen Erfolg angenommen – jeweils 95.000 Mark verdient, Karl May wäre auf ein Honorar von 4500 Mark pro Roman gekommen, also etwa 4,7 % des Einkommens seines Verlegers. Das Einkommen des Verlegers war also etwa 20-mal so hoch wie das des Autors – nur musste dieser keine Angestellten bezahlen und keine Maschinen warten. Diese Zahlen entsprechen in etwa der Größenordnung, von der auch die May-Forschung derzeit ausgeht[27]. Gemessen am durchschnittlichen Einkommen ihres Lesepublikums erzielten May bzw. die Autoren von Kolportageromanen fürstliche Honorare[28]. Und auch verglichen mit den Einkommen bürgerlicher Unterhaltungsschriftsteller waren 2250 Mark pro Jahr durchaus respektabel: Theodor Fontane beispielsweise erhielt vom ›Daheim‹ 3000 M für ›Vor dem Sturm‹ (1878), für ›L'Adultera‹ 2000 M von ›Nord und Süd‹ (1880) und für ›Quitt‹ 4500 M von der ›Gartenlaube‹ (1886) – deren gute Honorare damals sprichwörtlich waren; Wilhelm Raabe erhielt zwischen 1880 und 1884 von ›Westermann's illustrirten deutschen Monatsheften‹ pro Roman 2400 Mark. Zu den wenigen Schriftstellern, die deutlich höhere Honorare für die Vorabdrucke ihrer Romane kassierten, gehörte Balduin Möllhausen: Er bekam für ›Wildes Blut‹ (1886) und den ›Fährmann am Kanadian‹ (1890) vom Kolportageverleger Schönlein jeweils 9000 Mark, für ›Haus Montague‹ (1889) von ›Vom Fels zum Meer‹ 5000 Mark[29] – hier wurde aber schon der bekannte Name bezahlt, was auf May zur Kolportagezeit noch nicht zutraf.

Geistiges Kapital: die Situation der Autoren

Die Autorenliste des Münchmeyer-Verlags (Tab. 3) verdeutlicht, dass Karl May neben Robert Kraft der wichtigste Autor dieses Verlags gewesen ist. Zwar gibt es bemerkenswerterweise einige Autoren, die ebenfalls fünf oder mehr Romane für Münchmeyer geschrieben haben, beispielsweise Gustav Berthold (1818–1894), G. Heymer, Otto Freitag und Alexander Sternberg, doch erreichte offenbar keiner dieser Autoren in späteren Jahren ein Neuauflage seiner Romane. May war tatsächlich, was Münchmeyer und sein Nachfolger Fischer in ihm sahen: Das Zugpferd des Verlags. Ein Vergleich mit der Autorenliste von Münchmeyers überregionalem Hauptkonkurrenten Grosse (Tab. 15) legt darüber hinaus die Vermutung nahe, dass

27 Griese kommt in seinen Berechnungen allerdings zu einem prozentual günstigeren Wert für Karl May. Der dort angegebene 0,175 %ige Autoranteil gegenüber dem Verlagsanteil von 22,25 % pro Heft bedeutet, dass der Verlag etwa das 13fache des Autors einnahm. Meiner Berechnung zufolge ist es mehr als das 20fache. Die deutlich niedrigeren Prozentzahlen bei Heermann (Winnetous Blutsbruder. Bamberg u. a.: KMV 2002, S. 199) gehen von unzutreffenden Voraussetzungen aus.

28 Dazu auch Griese 2006, S. 30.

29 Weitere Beispiele in der ausführlichen Tabelle bei Andreas Graf: „Wenn eine Arbeit fertig ist, wird sie eben zur Waare." Der Briefwechsel zwischen Joseph Kürschner und Balduin Möllhausen (1884–1896). In: Archiv für Geschichte des Buchwesens, Bd. 41. Frankfurt/Main: Buchhändler-Vereinigung 1994, S. 215–254, hier S. 220.

Heinrich Münchmeyer durchaus die Wahrheit gesprochen haben könnte, als er im Herbst 1882 Karl May von seiner „jetzigen großen Not“ erzählte, für die dieser sein „Rettungsengel“30 sei. Denn zu diesem Zeitpunkt blickte Münchmeyer auf die jeweils schon zwei Jahre zurückliegende Publikation von zwei Romanen zweier Autoren, die zwar im Jahr 1880 beide einen Roman bei ihm veröffentlich hatten (der zu diesem Zeitpunkt aber längst abgeschlossen war), die ansonsten aber für Münchmeyers größten Konkurrenten Werner Grosse in Berlin schrieben: Georg F. Born (d. i. Georg Füllborn, 1837–1902) und Ernst Pitawall (d. i. Eugen Hermann von Dedenroth, 1829–1887), hochproduktive und erfolgreiche Autoren, mit die erfolgreichsten ihres Genres, die beide in Dresden und Umgebung wohnten, aber für den Verlag Grosse insgesamt jeweils über 20 Kolportageromane schrieben. Außer von Gustav Berthold – und selbst dies ist ungewiss, da die Datierung der Romane nur mit einer gewissen Schwankungsbreite möglich ist – hatte Münchmeyer möglicherweise im Herbst 1882 keinen Roman unter Vertrag, den er kolportieren lassen konnte. Das bedeutete für die Druckerei, die Münchmeyer ja selbst betrieb, fehlende Aufträge und damit Stillstand bzw. mangelnde Auslastung der Druckmaschinen, ähnlich in der Setzerei und der Binderei, mit allen bekannten Folgen für die zahlreichen Angestellten und Arbeiter. Ohne Investitionen in geistiges Kapital sind die schönsten Maschinen nichts wert – diesen nicht nur im Hochkapitalismus nützlichen Merksatz lernte Münchmeyer vermutlich in eben jenem Jahr 1882 schmerzlich kennen.

Die Autoren der Kolportage hatten, wie zeitgenössische Zeugnisse nahelegen, meist ein distanziert-professionelles bis gelegentlich zynisches Verhältnis zu ihrem Beruf; überlieferte Äußerungen ähneln sehr den Verlautbarungen gewisser ›Medienmenschen‹ der heutigen Zeit – Redakteure, Drehbuchautoren, Cutter, Kameraleute, Produzenten –, die mit aktuellen Massengenres wie ›Daily Soaps‹ ihr täglich Brot verdienen. Der Schriftsteller Fedor von Zobeltitz (1857–1934), der mit Ernst Pitawall alias Eugen Hermann von Dedenroth befreundet war, lernte 1886 auch dessen Kolportageverleger Werner Grosse kennen. In seinen Erinnerungen beschreibt er Dedenroths Verhältnis zu seinem Job:

> „Dedenroth hatte sich dieser Firma auf Tod und Leben verschrieben und verdiente viel Geld dabei. Für seine Mordgeschichten nannte er sich nach bekanntem Vorbild Ernst Pitaval [sic!], für ›Kleopatra, die schöne Zauberin vom Nil‹[31] oder ›Die Bluttaufe der deutschen Einheit‹[32] wieder anders. Hauptsache bei dem Geschreibsel sei die Spannung, erklärte er mir, die sich zu aufregenden Kapitelüberschriften steigern müsse. Er sei häufig selbst neugierig, wie nach so einem geheimnisvollen Kapitelschluss die Geschichte eigentlich weitergehen werde. Die Hauptschwierigkeit bestehe, sagte er, darin, die vielen Leute auseinanderzuhalten. Er hatte sich Bleisoldaten angeschafft, an die er Zettelchen mit Namen klebte, und verteilte sie in Gruppen, wie sie jeweils in Hass oder Liebe zueinander gehörten, oder legte sie um, wenn ihr

30 Wohlgschaft, wie Anm. 18, Bd. 1, S. 565.
31 Berlin: Grosse 1869 (Kosch/Nagl Nr. 156).
32 Berlin: Grosse 1871 (Kosch/Nagl Nr. 124).

Tod von ihm beschlossen war. Wer am Schluß übrigblieb, erlebte sein ›Happy-end‹.“[33]

Zobeltitz hatte das Thema Kolportageromane zuvor auch literarisch verarbeitet. In seinem Schlüsselroman ›Die papierene Macht‹ (1902)[34], der sich kenntnisreich mit dem Aufkommen der Boulevardblätter und Straßenverkaufszeitungen in Deutschland befasst – „Kolportagelektüre im Zeitungsformat“ (S.29) –, spielen der Berliner Kolportageverlag Werner Grosse (im Roman: Werner & Co.) und sein Autor Dedenroth (im Roman: Axel/Pawel) eine wichtige Rolle. Der Roman bietet neben ausführlichen und kenntnisreichen Beschreibungen etwa der Arbeiter und des Maschinenparks der Firma (S. 22f.), des Aussehens der Fabrik- und Bürogebäude (S. 23), der Erwartungen des Verlegers an seine Autoren (S. 24–27), der Auflagenhöhen und Umsätze (S. 27), der Honorare (S. 61: 20 M pro Druckbogen) auch einen ausführlichen Einblick in die Werkstatt des Kolportageschreibers Dedenroth (S. 58–65). Dabei wird deutlich, dass dieser die Romane gewöhnlich nicht allein verfasste, sondern seine Schwester (im Roman: Olga/Olli/Olinka) als Ko-Autorin fungierte:

„Pawel schrieb unermüdlich weiter, immer gleich mürrisch, immer das Mundstück seiner langen Pfeife zwischen den Zähnen, grau Wolken über den Tisch blasend. Plötzlich hörte er mitten im Satze auf, spritzte die Feder aus, nahm einen der Zinnsoldaten, der auf dem Zettelchen den Namen ‚Prätorius‘ trug und warf ihn in die Pappschachtel. Dann lehnte er sich befriedigt in seinen Korbstuhl zurück, schlug die Schöße seines Schlafrockes über den Beinen zusammen und rief in das Nebenzimmer:

»Du, Olinka – der Prätorius ist glücklich tot!«

»Na, siehst du!« klang es aus der Nebenstube zurück.

»Das sagt gar nichts, Olinka. Du sollst dir den Trauerfall notieren. Den Kaffernhäuptling Mputu hast du neulich wieder lebendig werden lassen, obwohl ich ihm den Speer so durch den Leib gerannt habe, daß er auf der Stelle seine schwarze Seele ausgehaucht hat.«

»Aber Axel, mein Schatz, das war doch *deine* Schuld, denn du hattest mir nichts von der Sache erzählt! Übrigens hat es ja gar nichts geschadet. Eine Riesennatur wie Mputu kommt nicht so leicht um. Vor der hundertdreißigsten Lieferung durfte er auch gar nicht sterben.«

»Wo bist du denn jetzt, Ollichen?«

»Im Verbrecherkeller in London. Sag einmal, hast du das Lexikon der Gaunersprache da? Sei so gut und gieb es mir her. Ich bin sonst ganz firm in den Ausdrükken, möchte aber keinen Fehler machen und nachsehen, ob ich ‚Kaschemme‘ richtig angewendet habe. Dabei bin ich mir noch nicht so recht sicher.«

---

33 Fedor von Zobeltitz: Ich habe so gern gelebt. Lebenserinnerungen. Berlin: Ullstein 1934, S. 99.– Die bei Zobelitz, der aus altem preußischen Adel stammte, sichtbar werdende herablassende Haltung zur Kolportage war Ausdruck einer explizit aristokratischen Gesinnung, mit welcher er der „kulturlosen Masse“ (Lebenserinnerungen, S. 98) begegnete. Diese Haltung muss Dedenroth nicht unbedingt geteilt haben.

34 Fedor von Zobeltitz: Die papierene Macht (Velhagen & Klasings Roman-Bibliothek, Bd. 12, S. 1–214). Bielefeld/Leipzig o. J. (1901/02).

»Ollichen, das ist ja auch schnuppe! Du giebst dir viel zu viel Mühe. Für das Gesindel, das sich an unsern Romanen erfreut, ist jede Mühewaltung verschwendet. Das muß man gedankenlos herunterschmieren. Es giebt Kollegen in Apoll – o welche Blasphemie! – die schreiben einfach seitenlang aus alten Scharteken ab. Man schämt sich nur.«“ (S. 60f.)

Die beiden Geschwister schreiben immer gleichzeitig an zwei Romanen: „jeder hundertzwanzig Druckbogen stark, voll verrücktester Erfindung, mit einem Dutzend nebeneinander herlaufender Fabeln, die in allen Weltgegenden und in allen Schichten der Gesellschaft spielten: im Grunde genommen nicht zwei Romane, sondern vierundzwanzig. Axel saß von früh bis spät bei seiner Pfeife, von Rauchwolken umhüllt, und schrieb, und nebenan saß Olga und regte nicht minder fleißig die Hände.“ (S. 61) Autoren für Kolportageromane waren durchaus gesuchte Leute. Schriftstellerische Fach- und Verbandsblätter der damaligen Zeit, etwa ›Der literarische Verkehr‹ (Redakteur: J. Kürschner) 1874 oder 1876, enthielten immer wieder Anzeigen von Verlagen, die entsprechende Verfasser suchten (vgl. die beiden folgenden Abbildungen).

Für Schriftsteller.

Ein **interessant** und **spannend** geschriebener **Cotportage-Roman** wird zum höchstmöglichen Baarpreis zu kaufen gesucht.

Gefl. Anerbieten erbitte unter A. B. No. 10 durch die Exped. d. Blattes.

Aus: Der literarische Verkehr. 5. Jg. (1874), S. 36.

Für Autoren!

Eine Colportage-Verlagsbuchhandlung such das Manuscript eines fesselnden Romanes de Neuzeit, bestehend in ca. 30 Lieferungen à 3 Druck bogen zu kaufen.

Offerten unter **F. S.** beliebe man an Herr **A. H. Payne,** Verlagsbuchhandlung in **Leipzig,** franc einzusenden.

Aus: Der literarische Verkehr, 7. Jg. (1876), S. 24.

Eugen von Dedenroth, der bis 1873 in Dresden und danach bis zu seinem Tod 1887 in Kötzschenbroda lebte (und damit in zeitweise unmittelbarer Nachbarschaft zu Karl May), verfasste in 25 Jahren mindestens dreiunddreißig Kolportageromane. Das ergibt einen Produktionsfaktor von etwa 1,3 Romanen pro Jahr. Geht man davon aus, dass er relativ früh einen oder mehrere Ko-Autoren hatte, reduziert sich der Faktor um etwa die Hälfte bis zwei Drittel auf 0,65 bis 0,45. Der Vergleich eines der gewiegtesten und routiniertesten Kolportageverfasser, in Bezug auf die Gesamtleistung, mit Karl May, der in sechs Jahren fünf Kolportageromane verfasste, also 0,83 pro Jahr, und zwar allein, beleuchtet auch aus dieser Perspektive die immense Produktivität Mays. Der Vergleich fällt noch frappierender aus, wenn man die absolute Anzahl der Lieferungen gegeneinander aufrechnet: Dedenroths Romane umfassten nämlich nur jeweils 18 bis 60 Lieferungen, mit 33 Romanen kam er auf insgesamt etwa 1170 Lieferungen. Die Dedenroth’sche Romanfabrik produzierte mithin Jahr für Jahr etwa 47 Lieferungen. May hingegen schrieb in einem Zeitraum von knapp acht Jahren 532 Lieferungen, was einem Jahresschnitt von über 66 Lieferungen entspricht! May schrieb außerdem definitiv allein, er verfasste zudem im selben Zeitraum einen Großteil des Orientromans und manche kürzere Erzählung.

(Schluss folgt im nächsten Heft)

Rudi Schweikert

Wildwest-Währung bei Karl May? Orientierungshilfe bei Jules Verne!

Von Biber- und anderen Fellen

Wie zahlte man im Wilden Westen Karl Mays? In Gold, mit Nuggets, gewiß. Aber auch mit Biberfellen.

Sam Hawkens mußte für seine Perücke *zwei dicke Bündel Biberfelle* berappen, in der Erzählung *Old Firehand* jedenfalls.[1] In *Der Ölprinz* und in *Winnetou I* sowie in der Wiederaufnahme von *Old Firehand* in *Winnetou II* hatte der Preis aufgeschlagen; da waren's *drei dicke Bündel Biberfelle*[2] *– wenn ich mich nicht irre*.[3]

Einen anderen Perückenträger, Dik Hammerdull in *Auf der See gefangen*, kostete die künstliche Zierde seines skalpierten Hauptes *vier schöne Bündel Biberhäute*.[4] Ebenso Sam Thick in *Die Both Shatters*.[5]

Der zigarrenlüsterne Sans-Ear in *Winnetou III* ist bereit, für Old Shatterhands Selbstgedrehte aus Kirschen- und Lentiskenblättern, untermischt mit etwas wildem Hanf und Ochsenzungenblättern, *fünf bis acht Biberfelle* zu löhnen.[6]

Der Sam Hawkens aus der frühen Erzählung *Der Ölprinz* bekennt, daß er nicht *für alle Biberfelle und Indianerhäute, die ich von den Bälgen gezogen habe*, sein Reittier namens Mary hergeben werde.[7]

In *Der Schatz im Silbersee* bietet der Osagenhäuptling Menaka schecha für eines der beiden Gewehre von Lord Castlepool sogar zweihundert Biberfelle, aber selbst wenn *diese Biberfelle zehnmal so groß wie Elefantenhäute wären,* ginge der Lord auf den Handel nicht ein.[8]

---

1 Siehe Karl May: *Old Firehand.* In: Ders.: Old Firehand. Seltene Originaltexte Bd. 3. Reprint KMG 2003, S. 73.

2 Karl May: *Der Oelprinz.* In: Der Gute Kamerad. 8. Jg. (1893/94). Reprint KMG 1990, S. 33; ders.: *Winnetou I.* HKA IV.12, S. 35; ders.: *Winnetou II.* HKA IV.13, S. 414.

3 May, *Der Oelprinz*, wie Anm. 2, S. 33.

4 Karl May: *Auf der See gefangen.* In: Ders.: Frohe Stunden. Reprint KMG 2000, S. 184a.

5 Karl May: *Die Both Shatters.* In: Ders.: Old Firehand. Seltene Originaltexte Bd. 3, wie Anm. 1, S. 314b: *Mußte verteufelt viel ausstehen, ehe ich wieder zu Verstande kam, und bin dann hinuntergeritten nach Cheyenne zum Hairdresser, um mir dies Rattenfell zu kaufen, das Sie Perrücke nennen. Kostet*[e] *mich damals vier volle Bündel Dickschwanzpelze (Biberhäute), ist aber bezahlt worden, hundertfach bezahlt, denn ich habe geschworen, daß die rothen Scoundrels für jedes zehnte Haar einen Skalp geben sollen. Habe auch schon einen ganzen Haufen beisammen, da droben im Hidespot, und wird wohl noch größer werden, schätze ich.*

6 Karl May: *Winnetou III*. GR VII, S. 34.

7 Karl May: *Der Oelprinz.* In: Ders.: Frohe Stunden, wie Anm. 4, S. 51.

8 Karl May: *Der Schatz im Silbersee*. HKA III.4, S. 164.

Bei der Wette zwischen einem Häuptling der Crows und Old Shatterhand, so erinnert sich der ›Majestät‹ genannte Westmann in *Der schwarze Mustang*, ging es um weniger, doch immerhin um *fünfzig Biberfelle* – Old Shatterhand gewann die Wette natürlich. Selbstverständlich gab er dem Häuptling die Felle in gewohnter Generosität wieder zurück.[9]

Was aber ist ein Biberfell wert? Wir wissen es immer noch nicht. Auch keine Antwort gibt Sam Hawkens bei seinem freundschaftlichen Streitgespräch mit dem kommenden Old Shatterhand in *Winnetou I*:

> [»…] *Ich muß mir das also allen Ernstes verbitten, daß Ihr Lehrer Eurer Leser werden wollt! Und nun gar Geld dabei zu verdienen! Welch eine Idee, welch eine ganz und gar hirnlose Idee! Was kostet denn so ein Buch, wie Ihr schreiben wollt?«*
> *»Einen Dollar, zwei Dollars, drei Dollars, je nach der Größe, denke ich.«*
> *»Schön! Und was kostet ein Biberfell? Habt Ihr eine Ahnung davon? Wenn Ihr Fallensteller werdet, verdient Ihr viel mehr, viel mehr, als wenn Ihr der Lehrer Eurer Leser seid, von dem sie, wenn er ja zu seinem und zu ihrem Unglücke welche finden sollte, nichts als nur Dummheiten lernen würden. Geld verdienen! Das kann man hier im Westen am leichtesten; da liegt es auf der Prairie, im Urwalde, zwischen den Felsen und auf dem Grunde der Flüsse ausgestreut. Und was für ein elendes Leben würdet Ihr als Buchmacher führen! Ihr müßtet anstatt des herrlichen Quellwassers des Westens dicke, schwarze Tinte trinken, an einer alten Gänsefeder kauen, anstatt an einer Bärentatze oder einer Büffellende. Ueber Euch würdet Ihr anstatt des blauen Himmels eine abgebröckelte Kalkdecke haben und unter Euch anstatt des weichen, grünen Grases eine alte Holzpritsche, auf welcher Ihr den Hexenschuß bekommt. Hier habt Ihr ein Pferd, dort einen zerrissenen Polsterstuhl zwischen den Beinen. Hier könnt Ihr bei jedem Regen und Gewitter die edle Gottesgabe aus erster Hand genießen, dort aber reckt Ihr beim ersten Tropfen, welcher fällt, einen roten oder grünen Schirm zum Himmel auf. Hier seid Ihr ein frischer, freier, froher Mann mit der Büchse in der Faust, dort hockt Ihr am Schreibepult und verschwendet Eure Körperkraft an einem Federhalter oder Bleistifte, der – – – na, ich will aufhören und mich nicht weiter aufregen. Aber wenn Ihr wirklich willens seid, der Lehrer Eurer Leser zu werden, so seid Ihr der beklagenswerteste Mann, den es auf Gottes schöner Erde geben kann!«*[10]

Und was kostete ein Biberfell nun? Was bekam man dafür? Was war sein konkreter Gegenwert?

Karl May blieb merkwürdig bedeckt. Wie hier im Fall der Biberfelle, so suggerierte er im Grunde stets einen Wert, ob einen merkantilen oder weltanschaulichen, ohne ihn präzise zu benennen. Möglicherweise aus Vorsicht, eine unzutreffende oder unvorteilhafte Angabe zu machen.

Genauigkeit im Ungenauen, das war Mays poetisches Prinzip. (Sonst hätte man ihn ja dingfest machen können, und nichts wäre einem Schluri wie ihm unangenehmer

---

9 Karl May: *Der schwarze Mustang*. In: Der Gute Kamerad. 11. Jg. (1896/97). Reprint KMG 1991, S. 171a.

10 May, *Winnetou I*, wie Anm. 2, S. 137f.

gewesen – alles in seinem Schreiben zog sich, Präzision zwecks Überzeugung des Gegenübers vortäuschend, ins Vage zurück.)

Vage bleibt auch Hobble-Franks Aussage in *Der Sohn des Bärenjägers*, daß er beim Tauschhandel ein *wirklich brillantes Geschäft* mit Indsmen gemacht habe: *schlechtes Pulver gegen gute Biberfelle*.[11]

Als der Osagenhäuptling Schahko Matto in *Old Surehand III* berichtet, wie er und sein Stamm um den Erlös von vielen Fellen betrogen wurde, glaubt man, endlich Genaueres über den Wert von Biberpelzen zu erfahren, da der Häuptling angibt: [»…] *Nur an Dickschwanzhäuten waren es weit über zehnmal zehn Bündel, das Bündel zu zehn Dollars gerechnet, die andern Felle, welche zusammen noch viel mehr kosteten, gar nicht mit gezählt.«*[12] – Zehn Dollar: endlich eine konkrete Zahl! Aber wieviele Felle enthält ein Bündel? Das bleibt ungesagt. Wir fühlen uns, die wir's wissen wollen, erneut geleimt. Und so auch weiterhin:

Gar *mehrere Tausend Biberfelle* hat Sam Fire-gun, der Colonel aus *Auf der See gefangen*, in seinem Versteck liegen[13] – doch was könnte er dafür bekommen? Eine präzise Antwort bleibt der Text schuldig.

Zumindest eine Orientierungshilfe bei der Beantwortung der Frage nach dem Tauschwert der Felle gibt Jules Vernes Roman ›Das Land der Pelze‹ (1873; ›Le Pays des fourrures‹, deutsch 1873/74). Dort erfährt man:

> „Aus folgender Zusammenstellung, welche der »Reise des Kapitän Robert Lade« entnommen ist, kann man ersehen, welche Ansätze dem Tauschhandel mit den Indianern zu Grunde gelegt wurden. Letztere sind übrigens die eigentlichen und besten Jäger der Compagnie [= Hudsonsbai Compagnie] geworden. Ein Biberfell war zu jener Zeit die beim Ein- und Verkauf benutzte Werthseinheit.
> Die Indianer zahlen:

Für ein Gewehr	10	Biberfelle.
Für ein halbes Pfund Pulver	1	– ” –
Für vier Pfund Blei	1	– ” –
Für eine Axt	1	– ” –
Für sechs Messer	1	– ” –
Für ein Pfund kleine Glaswaaren	1	– ” –
Für einen Tressenrock	6	– ” –
Für einen gewöhnlichen Rock	5	– ” –
Für ein besetztes Frauenkleid	6	– ” –
Für ein Pfund Tabak	1	– ” –
Für ein Pulverhorn	1	– ” –
Für einen Kamm und einen Spiegel	2	– ” –

11 Karl May: *Der Sohn des Bärenjägers*. In: Der Gute Kamerad. 1. Jg. (1887). Reprint KMG 1983, S. 37c.

12 Karl May: *Old Surehand III*. GR XIX, S. 106.

13 May, *Auf der See gefangen*, wie Anm. 4, S. 240 b.

> Seit einigen Jahren waren aber Biber so selten geworden, daß man mit der Münzeinheit wechseln mußte, und jetzt dient eine Bisonhaut als solche. Kommt ein Indianer nach einem Fort, so erhält er von den Agenten eben so viele Holzmarken, als er Häute bringt, welche er dann am betreffenden Orte gegen irgendwelche Producte umtauscht. Da die Compagnie alle Ein- und Verkaufspreise nach Gutdünken feststellt, erzielt sie bei diesem System meist einen glänzenden Gewinn.“[14]

Jules Vernes Geschichte spielt 1859. Der ›Wechsel der Münzeinheit‹ dürfte also anfangs bis Mitte der fünfziger Jahre stattgefunden haben. Jedenfalls im Gebiet der Hudsonsbai Compagnie.

Einen Haken hat die obige Aufstellung freilich, und keinen kleinen, möchte man vermuten: Verne bezog sich auf die ›Voyages du Capitaine Robert Lade en différentes parties de l’Afrique, de l’Asie et de l’Amérique: contenant l’histoire de sa fortune et ses observations sur les colonies et le commerce des Espagnol, des Anglois, des Hollandois etc. Ouvrage traduit de l’anglois‹. Die Reisen wurden um 1720 gemacht; die französische Ausgabe erschien bei Didot in Paris 1744. Da mag sich innerhalb von hundert Jahren einiges geändert haben – oder auch nicht. Oder nicht so viel, als daß Jules Verne eine wesentlich anders lautende jüngere Quelle hätte zitieren können. Im gleichen Zusammenhang führte er durchaus Zahlen aktuelleren Datums an. Was dafür spricht, daß die Auflistung Robert Lades nicht gänzlich überholt war oder keine anderen Angaben (Verne) vorlagen.

Da in Karl Mays Geschichten aus dem Wilden Westen die Pelztierjagd öfters eine Rolle spielt, bieten die folgenden Ausführungen Jules Vernes sicherlich keine ganz überflüssigen Informationen.

> „Von 1833 bis 1834 sendete sie [= die Hudson’s bay fur Company] folgende Massen von Häuten und Pelzfellen nach Europa, welche den erstaunlichen Umfang ihres Handels genau angeben:

Biber	1,074
Seehunde und junge Biber	92,288
Bisams	694,092
Dachse	1,069
Bären	7,451
Hermelins	491
Iltisse	5,296
Füchse	9,937
Luchse	14,255
Marder	64,490
Nerze	25,100
Fischottern	22,303
Waschbären	713

14 Julius Verne: Das Land der Pelze. Erster Band. Wien, Pest, Leipzig: Hartleben o. J. (= Collection Verne 17), S. 34f.

Schwäne	7,918
Wölfe	8,484
Vielfraße	1,571.

Eine solche Production mußte der Gesellschaft wohl einen reichen Ertrag liefern; unglücklicher Weise waren aber solche Ziffern nicht beständig, und etwa seit zwanzig Jahren nahmen sie fortwährend ab. […]
Bis zum Jahre 1837 […] konnte man den Zustand der Compagnie einen blühenden nennen. In eben diesem Jahre hatte sich der Export bis auf 2,358,000 Felle erhoben. Seitdem hat er sich aber stets vermindert, und erreicht jetzt kaum die Hälfte. […]
[Die Ursache dafür ist zu suchen in] der Entvölkerung, welche die Thätigkeit der Jäger, und, fügen wir hinzu, die Sorglosigkeit derselben in den Jagdgebieten erzeugt hat. Man stellte dem Wilde nach und tödtete es ohne Schonzeit. Die Metzeleien vollzogen sich ohne Ausnahmen. Selbst die Jungen und die tragenden Weibchen wurden nicht verschont. Die Otter ist fast ganz verschwunden und findet sich nur nahe den Inseln des höchsten Nordens. Die Biber sind in kleinen Gesellschaften an die Ufer der entlegensten Ströme entflohen. Dasselbe ist mit anderen kostbaren Thieren der Fall, welche vor dem Andringen der Jäger entfliehen mußten. Die sonst immer gefüllten Fallen und Gruben sind jetzt leer. Der Preis der rohen Felle steigt, gerade wo die Pelzwaaren sehr gesucht sind. Auch verlieren die Jäger die Lust, und nur die Kühnsten und Unermüdlichen dringen noch bis zu den Grenzen des amerikanischen Festlandes vor.“[15]

Hatte sich Karl May für seine in Nordamerika spielenden Erzählungen hinsichtlich der Pelztierjagd im Lexikon kundig zu machen versucht, dann brauchte er für seine südlicher als Vernes ›Land der Pelze‹ angesiedelten Geschichten keinen Verdacht hegen, die Tiere könnten rarer geworden sein und sich zurückgezogen haben.

Häufiger wählte May Gegenden am Oberlauf des Arkansas als Handlungsorte, wobei auch die Jagd auf Biber eine Rolle spielt (wie zum Beispiel in *Auf der See gefangen* oder *Ein Self-man*[16]). Damit befand er sich an der südlichen Verbreitungsgrenze von Bibern.[17] Der ›Pierer‹ beispielsweise gibt jedoch in seiner vierten Auf-

15 Ebd., S. 18f.

16 Vgl. May, *Auf der See gefangen*, wie Anm. 4, S. 158a sowie ders.: *Ein Self-man*. In: Ders.: Frohe Stunden, wie Anm. 4, S. 129b: *Ich war am obern Arkansas auf Biber gewesen, hatte einen hübschen Fang gemacht, die Felle an einige Companiemänner, die mir begegneten, verkauft, und suchte mir nun eine passende Gelegenheit nach dem alten Missisippi, um wieder einmal unter Menschen zu kommen und Dieses und Jenes einzukaufen, da meine Ausstattung mit der Zeit so ziemlich fadenscheinig geworden war.*
Siehe auch ders.: *Old Surehand III*, wie Anm. 12, S. 106:
[»…] *Sie* [= die Krieger der Osagen] *suchten die Jagdgruben auf, in denen sie ihre Felle und Pelze aufbewahrt hatten, und brachten sie ihm in das Lager,« antwortete Schahko Matto.*
»Wo befand es sich zu jener Zeit?«
»Am Flusse, den die Weißen den Arkansas nennen.«

17 Vgl. Pierer’s Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart oder Neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Vierte, umge-

lage, zwischen 1857 und 1865 erschienen, immer noch an, zu den ›Produkten‹ von Arkansas gehörten neben Bären, Büffeln, Hirschen, Wölfen, wilden Katzen und Fischottern auch Biber.[18]

Daß May das weit nördlichere Vorkommen von Bibern geläufig war, belegt eine Stelle in *Der Schatz im Silbersee*, als der Dicke Jemmy einen Gauner examiniert, der vorgibt, am Green-River Biber fangen zu wollen.[19] Umgekehrt läuft es in *Der Ölprinz*. Da leimt Sam Hawkens den Schurken Buttler, der ihn examinieren will. Sam stellt sich naiv und verkündet, in Arizona, im Rio Gila Biber fangen zu wollen.[20]

Zu einer gewissen Form läuft Karl May, der einst in Leipzig einen Biberpelz mitgehen ließ, jedoch auf, wenn es darum geht, den Wert diverser Pelzarten im heimischen Deutschland kundzutun. Da weiß er – in *Eine Seehundsjagd* – plötzlich überaus genau und detailliert Bescheid:

> *In den Büchern werden viele Gattungen und Arten aufgezählt, welche der Robbenschläger auch anerkennt; der Kürschner aber spricht nur von zwei Arten, nämlich vom gemeinen Seehunde, für dessen Fell er 2–12 Mark bezahlt, und vom Pelz- oder Biberseehund, dessen Fell er für 15–60 Mark kauft. Die Felle sind nach ihrer Güte sehr verschieden. In dieser Beziehung unterscheidet der Kürschner beim gemeinen Seehunde: Blaumänner, Whitecoats, Sattler, blausaitige, gesprenkelte und ordinäre. Die Pelzseehunde haben unter dem groben Oberhaare eine dichte, feine, seidenartige Grundwolle und geben nach Entfernung des ersteren ein sammetartiges Pelzwerk, welches besonders in Rußland, England und Frankreich sehr geschätzt wird. In Beziehung auf die Größe und Güte werden Wigs, Larges, Middlings, Smalls, Large Pups, Middling Pups und Small Pups unterschieden. Die Wigs aus Australien sind zu 60 Mark pro Stück die teuersten. Zur Vergleichung sei erwähnt, daß ein sibi-*

---

arbeitete und stark vermehrte Auflage. 2. Bd. Altenburg: Pierer 1857, S. 732a, Stichwort ›Biber‹: „Der Biber lebt in der alten Welt (in Europa u. Asien) zwischen 33. u. 67. Breitegrade, ist jedoch in vielen Gegenden ganz ausgerottet; in Nordamerika ist er weitverbreitet, südlich bis zum 37° nördlicher Breite, u. kommt noch so häufig vor, daß England von da 1835 noch 88,400 Felle erhielt; […].“

18 Vgl. ebd., Bd. 1 (1857), Stichwort ›Arkansas‹, S. 717b.

19 *»Da werdet ihr wohl nicht viele finden. Wer Dickschwänze (Biber) fangen will, muß weiter nördlich gehen. So seid ihr also Trapper, Biberjäger?«* (May, *Der Schatz im Silbersee*, wie Anm. 8, S. 374.)

20 *Er* [= Buttler] *lachte wieder aus vollem Halse und konnte erst nach einer Weile fortfahren:*
»Und selbst wenn das mit den Grizzlybären möglich wäre, so müßte man sich doch schon darüber halb totlachen, daß ihr, um Biber zu fangen, hinauf nach Prescott wollt.«
»Nach Prescott eigentlich nicht; dort wollen wir die Fallen kaufen; dann reiten wir nach dem Gila und dem San Franziskoflusse.«
»In welchem es zwei Zoll hoch Wasser gibt; wo sollen da die Biber herkommen!«
»Das laßt nur unsre Sorge sein, Sir! Hab ein Buch gelesen, in welchem alles steht, auch das von den Bibern.« (May, *Der Oelprinz*, wie Anm. 2, S. 26b.)

rischer Zobel bis 450 Mark, ein Schwarzfuchs bis 1000 Mark und ein Seeotter bis 1500 Mark kostet, während man für Bisam höchstens 3 Mark, für Skunk 7 Mark bezahlt. Ein gutes Löwenfell mit Kopf, Gebiß und Klauen kann 600 bis 700 Mark, dasjenige eines Königstigers 400 Mark, und eines Jaguars 150 Mark kosten.[21]

Wie Jules Verne sich Sorgen um die Ausrottung bestimmter Tierarten machte, so tat es auch Karl May:

In unsern Küstengewässern wird der Seehund, da er den Fischen nachstellt, von den Fischern eifrig verfolgt, doch nährt er sich auch von Weich- und Krustentieren. Die armen arktischen Eingeborenen könnten ohne ihn gar nicht existieren, da er ihr wesentlichstes Nahrungsmittel bildet. Außerdem liefert er ihnen den Pelz zur Kleidung, das Fell zum Zelt oder Hüttendach, das Fett zu Feuer und Licht, die Sehnen zu Zwirn, die Därme zum Segel und Fenster, und die Knochen zu allerlei kleinen, nützlichen Werkzeugen.

Deshalb werden jahraus jahrein unzählige Robben von ihnen getötet. Dazu kommt der Fang der Robbenschläger, welche im Jahre 1888 zwei Millionen Felle nur an die Kürschner lieferten, nicht zu gedenken der Häute, welche zu Leder verarbeitet worden sind. Da wäre es, besonders weil das Weibchen nur ein Junges wirft, gar kein Wunder, wenn der Seehund ausgerottet würde, zumal die Robbenschläger nur auf den augenblicklichen Gewinn sehen und keineswegs an die Zukunft denken.[22]

Stefanie Jucker

Karl Mays ›Großer Traum‹

Eine Interpretation

1. Einleitung

„Er ist der glänzendste Vertreter eines Typs von Dichtung, der zu den ganz ursprünglichen gehört und den man etwa ›Dichtung als Wunscherfüllung‹ nennen könnte.“ Mit diesem Zitat des berühmten Dichters und May-Lesers Hermann Hesse sind Karl Mays fiktive Abenteuergeschichten, die aus seinen Wunsch-(tag)träumen resultieren und sich im Spätwerk (z. B. *Silberlöwe III* und *IV*) zur wahren Menschheitsfrage sublimieren, treffend umschrieben.

Die Beschreibung seines Traumes im *Silberlöwen* (in der Sekundärliteratur als ›Der große Traum‹ beschrieben) birgt das Phänomen des Traums im Traum in sich und symbolisiert den Neuanfang/die Wiedergeburt in Mays realem Leben und damit die

21 Karl May: *Eine Seehundsjagd*. In: Ders.: *Der schwarze Mustang*, wie Anm. 9, S. 288c.
22 Ebd., S. 288c–289a.

Quintessenz der ganzen Romanhandlung. Sowohl die stark autobiographischen Elemente, wie auch die religiös-philosophischen Anliegen wurden verschlüsselt ins Werk eingepackt.

Dass mit dem Niederschreiben des *Silberlöwen*-Textes eine bewusste Läuterung und Seelenbefreiung beabsichtigt war, liegt somit auf der Hand.[1]

2.1. Entstehungsgeschichte und Interpretationsansätze

1897 beginnt May mit der orientalischen Reiseerzählung *Im Reiche des Silbernen Löwen*, in der er wie immer Autobiographisches einfließen lässt. Die ersten beiden Bände beendet er 1898. Es folgt Mays bekannte Orientreise. Nach seiner Rückkehr entledigt er sich seiner Jagdtrophäen, Heldenkostüme – ein Indiz seiner inneren Wandlung. 1901 stirbt Richard Plöhn und Emma nimmt ihre Freundin Klara als Mays Sekretärin zu sich. Im März 1902 erhebt May endlich Klage gegen den Münchmeyer-Verlag auf Feststellung, dass der Verkauf an den Fischer-Verlag seine Urheberrechte an den frühen Lieferungsromanen verletzt habe. Im Juli beendet er den dritten Band des *Silberlöwen* und bricht kurz darauf mit Emma und Klara Plöhn zu einer Reise auf die Mendel auf, die von May als Bewährungsprobe für Emma gedacht ist: Hier soll sich die Waagschale endgültig zu Gunsten einer Scheidung oder einer Eherettung neigen. Der *Silberlöwe IV* entsteht in dieser umbruchhaften Zeit und spiegelt diese in hohem Maße, laut Wollschläger[2] sind sogar phasenweise Mays Reisetage mit Romantagen kongruent.

Gabriele Wolff zeigt in ihren ›Ermittlungen in Sachen Frau Pollmer‹, in denen sie sich ausführlich mit Mays *Frau Pollmer, eine psychologische Studie*[3] befasst, erstens, dass May nie ein authentischeres Schriftstück verfasst hat und zweitens, welch immense Bedeutung der *Silberlöwe* für May besitzt:

> „Tatsächlich läßt sich der vielschichtige Roman […], dessen Leseebenen die gesamte Spannweite von archetypischen Bildern über allegorische Zeichen bis hin zu mystischer Symbolik umfassen, der Traumdeutung und psychologische Wahrheiten behandelt, der Schlüsselroman zu der May-Hetze jener Tage genau so ist wie ein Werk, das explizite Ideologiekritik an kirchlichen Lehren enthält: welthaltig bis in die Schichten des Unbewußten hinein und dennoch mit Rudimenten der alten Technik der Reiseerzählung arbeitend – auch lesen als Verarbeitung von unmittelbar drängendem biographischen Material. May hat geradezu nach einer Möglichkeit gesucht, die dramatischen Ereignisse seines privatesten Lebens zu verarbeiten; bereits während und kurz nach der Reise schrieb er Gedanken, Gedichte, Dialoge, Fragmen-

1 Der vorliegende Aufsatz entstand als Hausarbeit im Rahmen des Proseminars ›Traum in der Literatur‹ am Germanistischen Seminar der Universität Zürich im Wintersemester 2001/2002. Auf den biografischen Abriss, der Teil dieser Arbeit war, wurde in der hier vorliegenden Fassung verzichtet, Literaturangaben wurden, wo nötig, aktualisiert.

2 Hans Wollschläger: Erste Annäherung an den »Silbernen Löwen«. Zur Symbolik und Entstehung. In: JbKMG 1979, S. 99–136, S. 126.

3 Karl May: *Frau Pollmer, eine psychologische Studie.* Bamberg 1982 (Prozeßschriften, Bd. 1. Hg. von Roland Schmid).

> te oft nur auf, weil er nur schreibend bewältigen konnte. Mit diesem Roman, in den nichts assoziativ ›hineingelesen‹ werden muß, wollte er bewußt auch das quälende Schlußkapitel seiner Ehe abhandeln, was, da viel zu früh, nicht vollständig gelingen konnte“.[4]

Nun sind in den beiden ersten Bänden des *Silberlöwen* dringende Änderungen nötig: May muss die sinnliche *Emmeh*, die für seine Frau Emma steht, entsexualisieren, was ihm mehr oder weniger geschickt gelingt, wie Gabriele Wolff es eindrücklich demonstriert.[5] Vergleicht man Mays Pollmer-Studie, die 1907 entstand, mit dem *Silberlöwen IV*, springen einem laufend biographische Verarbeitungen entgegen. Hier ein kleines Beispiel[6]: May macht mit Emma und Klara in Berlin Station, wo sich die eheliche Krise zusehends verschärft: *Ich […] wagte es einmal, für 30 Pfennige Himbeeren zu kaufen, und hatte da einen Skandal und einen Widerstand zu überwinden, der nicht mehr menschlich, sondern thierisch war!*[7] Vier Monate nach seiner Heirat mit Klara verarbeitet May diese Szene wie folgt: Kara Ben Nemsi will zum Vorhof einer Ruine um dort Schakara (steht für Klara) zu treffen. Dabei gleitet er einen Geröllabhang hinab und muss sich durch Beerenranken winden. *Sie deutete nach der entgegengesetzten Seite und sagte: »Wärest du doch von daher gekommen; da ist es viel bequemer. Da findet man sich sogar des Nachts zurecht!« […] »Des Nachts? Weißt du das so genau?« – »Wie aufmerksam du bist und Alles gleich bedenkst!« antwortete sie, indem sie das Gefäß zu Boden setzte. Es waren wirklich Hubub* [Fußnote: *Beeren*] *darin.*[8] „Da ist einiges an aktueller zärtlicher Annäherung an die neue Ehefrau eingeflossen, für die er real Widerstand erst zu brechen hatte, bevor der Lohn der Himbeere – auch dies eine symbolische Frucht – winkte.“[9]

Doch nicht nur seine zwischenmenschlichen Erlebnisse, sondern auch die nicht enden wollenden Attacken seiner Kritiker lassen May seinem Lebensmotto ›Schreiben als Therapie‹ auch in seinem Lebensabend nach wie vor – oder mehr denn je – treu bleiben, wie er ganz offen an seinen Verleger Fehsenfeld schreibt:

> *Bemerken Sie, daß mit Band IV eine neue Aera angebrochen ist? Der bisher so schweigsame »Silberlöwe« tritt endlich, endlich aus seiner Felsenverborgenheit hervor. Das drohende »Rrrrad!« erklingt. Auf wen hat er es wohl abgesehen? Seine Zeit ist gekommen. […] Merken nun auch endlich Sie, wie Karl May gelesen werden muß? Schreibt er nur für dumme Jungens? Bitte, lesen Sie ihn ja noch einmal! Von vorn, von ganz vorn! Aber geistig! Sie werden dann finden, daß sie etwas ganz Anderes drucken ließen, als Sie glaubten! Unsere Bücher sind für Jahrhunderte bestimmt. Man wird das endlich zuzugeben haben. »Am Jenseits«, zweiter Band, »Et in*

---

4 Gabriele Wolff: Ermittlungen in Sachen Frau Pollmer. In: JbKMG 2001, S. 11–351, S. 146.

5 Ebd., S. 51ff.

6 vgl. ebd., S. 164ff.

7 May, *Studie*, wie Anm. 3, S. 919.

8 Karl May: *Im Reiche des Silbernen Löwen, Bd. 4.* (GR XXIX), S. 384f. – Zitate aus diesem Band werden im Text mit SL 4, gefolgt von der Seitenzahl, nachgewiesen.

9 Wolff, wie Anm. 4, S. 164.

terra pax« und »Marah Durimeh« müssen selbst der Blindheit beide Augen öffnen. Also: Meine Zeit ist endlich da![10]

Dass es mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden ist, zu *merken […], wie Karl May gelesen werden muß*, beweisen die vielen Interpretationsversuche, und auch in Zukunft wird sein Werk noch manche Herausforderung für die Interpreten darstellen.

Nach Mays Tod ruhte auch der *Silberlöwe* längere Zeit, bis der provokante Arno Schmidt[11] ihn wieder zum Brüllen brachte. Er zeigte als erster auf, dass das Werk aus mehreren Leseebenen besteht und erkennt in ihm die auto- und psychobiographischen Komponenten. Diesen Ansatz nimmt Hans Wollschläger in seiner ›Ersten Annäherung an den Silberlöwen‹ auf und entwickelt ihn zu einem ›Drei-Ebenen-Schema‹. Hinter jeder Romanfigur steckt mindestens eine reale Persönlichkeit oder Aspekte von ihr. Für Verwirrung in Forscherkreisen sorgt unter anderem die Figur des Ahriman Mirza, der zugleich Spiegelung für Fedor Mamroth, Nietzsche und Mays Vater sein soll. Wollschläger löst das Problem auf seine (symbolspezifische) Weise: Er sieht das Gemeinsame der drei Gestalten in einer Reaktionsauslösung archaischer Ich-Ängste.[12]

›DREI-EBENEN-SCHEMA‹ NACH WOLLSCHLÄGER:

Typus	*1. Vorvergangenheit*	*2. Vergangenheit*
A. Symbolik	Ur-Vater-Bilder; Grundvorstellung des bedrohenden Bösen	Infantile Vaterbilder
B. Allegorie Satan, Teufel, Luzifer	Ahriman (Zoroaster-Lehre); »Fürst der Schatten«	Ahriman Mirza,
C. Verschlüsselung	Nietzsche	Mamroth

Wollschlägers Augenmerk richtet sich vor allem auf die Psyche Mays und vernachlässigt die philosophisch-religiöse Ebene. Sein Schema ist bestimmt ein wertvolles Analysehilfsmittel, doch ist es nicht allgemeingültig, da die Ebenen z. T. vielschichtiger und oft miteinander verflochten sind.

Neuere Arbeiten zum Thema *Silberlöwe* gehen die Interpretation ganzheitlicher an, wie Christoph F. Lorenz[13], die schon erwähnte Gabriele Wolff, oder Dieter Sudhoff, der sich folgendermaßen äußert:

---

10 Brief Karl Mays an Friedrich Ernst Fehsenfeld vom 24.12.1902, zit. nach Dieter Sudhoff/Hans-Dieter Steinmetz: Karl-May-Chronik, Bd. III. 1902–1905. Bamberg 2005, S. 150.

11 Arno Schmidt: Sitara und der Weg dorthin. Eine Studie über Wesen, Werk und Wirkung Karl Mays. Frankfurt am Main 1963.

12 Wollschläger, wie Anm. 2, S. 108f.

13 Christoph F. Lorenz: Das ist der Baum El Dscharanil. Gleichnisse, Märchen und Träume in Karl Mays »Im Reiche des Silbernen Löwen« III und IV. In: JbKMG 1984, S. 139–166.

„Vor diesem […] Entstehungshintergrund erhellt sich das immer erstaunliche Phänomen der Polyphonie des *Silberlöwen*, des Neben- und Ineinanders von Außen- und Innenbiographie und philosophisch-religiöser Botschaft, dem wir (in Grenzen) auch bei der Analyse des *Großen Traumes* begegnen werden: um sich der Gegner zu erwehren, machte May sie zu Spielfiguren seiner Phantasie, erträumte ihre Entlarvung und Bestrafung; um sich nach außen, mehr noch sich selbst gegenüber, zu rechtfertigen – die lang verdrängten *Schatten der Vergangenheit* gewannen beängstigend an Gestalt und Leben, – thematisierte er bewußt sein Ich, stellte es vor einen inneren Gerichtshof und legte Zeugnis ab über sein Sein – gerade in dieser Dimension wurden dann auch autarke Bildkräfte des Unbewußten wirksam; um sein Schicksal zu überhöhen und sich literarisch zu legitimieren, stilisierte er sich zum Vertreter der Menschheit und wandte sich forciert Menschheitsproblemen zu, die er symbolisch-allegorisch kleidete, dabei bemüht um eine möglichst dichterische Sprache.“[14]

Die Scheidung am 14.1.1903 von Emma, der kräftezehrende und zermürbende Münchmeyer-Prozess, die Heirat mit Klara Plöhn am 30.3.1903 und weitere Schwierigkeiten verzögern die Fertigstellung des *Silberlöwen*. Das erstmalige Treffen mit dem Maler Sascha Schneider, dessen Symbolkunst May schon länger beeindruckt hat, wird wohl nicht ohne Einfluss geblieben sein, wenn man bedenkt, dass May etwa einen Monat später seinen Großen Traum zu Papier bringt. Endlich, am 10.9.1903, schreibt May den letzten Satz des *Silberlöwen*.

2.2. Literarische Formen: Märchen, Parabeln, Traum

Zur bewussten und unbewussten Symbolik im *Silberlöwen* braucht May noch andere Verkleidungen für seine Wahrheit. Neben den Parabeln nehmen auch die Märchen eine zentrale Stellung ein. In ihren schlichten, manchmal bunten Gewändern zeigt sich ihre göttliche Wahrheit.

So, das ist das Märchen! Aber nicht das Kindermärchen, sondern das wahre, eigentliche, wirkliche Märchen, trotz seines anspruchslosen, einfachen Kleides die höchste und schwierigste aller Dichtungen, der in ihm wohnenden Seele gemäß. Und einer jener Dichter, zu denen die ewige Wahrheit kommt, um sich kleiden zu lassen, wollte ich sein! Ich weiß gar wohl, welche Kühnheit das war. Doch gestehe ich es, ohne mich zu fürchten. Die Wahrheit ist so verhaßt und das Märchen so verachtet, wie ich selbst es bin; wir passen zueinander. Das Märchen und ich, wir werden von Tausenden gelesen, ohne verstanden zu werden, weil man nicht in die Tiefe dringt.[15]

Das Märchen von *Chodeh, dem Eingemauerten* steht in direktem Zusammenhang zum Traum und darf aus diesem Grund nicht unbeachtet bleiben.

Schakara erzählt Kara Ben Nemsi vor seinem Großen Traum das Märchen von *Chodeh*: Der Teufel will sich in Form eines großen Bauwerkes den Menschen als Gott vorsetzen.

---

14 Dieter Sudhoff: Karl Mays Großer Traum. Erneute Annäherung an den »Silbernen Löwen«. In: JbKMG 1988, S. 117–183, S. 119.

15 LuS, S. 141.

> *»Der Felsen gab das Fundament; die Mauer klammerte sich fest; sie wuchs empor. Der Teufel saß als Gott im Heiligtume. Doch seine Scharen regten sich, ihn eiligst für das Volk hier einzumauern. Das Bauwerk stieg ihm immer höher, bis an den Leib – – – bis an die Brust – – – bis an den Hals! Und betend lag dabei die Andacht auf den Knieen. Der Kopf verschwand nun auch. Fast war der Berg verschlossen. Da schwang ein dunkler Flederhäuter sich aus der letzten Öffnung und flatterte in das Verschwundensein. Und in demselben Augenblick erschien der Architekt vor seinem Werke und lobte laut, dass er zufrieden sei.– – – Was war das für ein Bau? Kein Mensch vermags zu sagen.«* (SL 4, 214)

Schakara und Kara Ben Nemsi entdecken, dass beide in den nahen Ruinen den *Teufelsbau* vermuten. Schakara: *»Du weißt ja, was ich suche! Den Berg, die Alabastergrotte, das Meisterstück des Architekten, der Schein auf Schein anstatt der Wahrheit baute. Er kam zuletzt als Flattertier heraus. Was kann die Grotte also nun enthalten? Doch nichts! Leer muß sie sein! Es sind weder Gott noch Teufel eingemauert. Und doch, und doch bin ich noch nicht am Schlusse; ich muß vielmehr noch weiter, weiter denken. Wo Gott von dem Teufel verdrängt wurde, da kann das Resultat doch wohl in keinem Nichts bestehen. […]«* Darauf erwidert Kara Ben Nemsi: *»Wenn der Teufel Schein auf Schein getürmt hat, so liegt hinter diesem Scheine sicher etwas Wahres verborgen.«* (SL 4, 217f.) Schakaras und Kara Ben Nemsis Gefühl trügt sie nicht; Kara Ben Nemsi findet unter den Ruinen tatsächlich den Altar, der kurz darauf im Traum eine große Rolle spielen wird.

Auf die Parabel vom *Baum el Dscharanil* werde ich in der Trauminterpretation zu sprechen kommen. Träume dienen in der Literatur oft als unverfängliche Botschaftsträger und als wirkungsvolle Unterstützung von Thesen (Hypothesen), ohne dogmatisch sein zu müssen. Genauso hat auch Lichtenberg den Traum zum Übermitteln seiner Anliegen benutzt. Oskar Sahlberg interpretiert Mays Großen Traum als einen so genannten „Zeugungs- und Geburtstraum“, der bei Übergängen im Lebenslauf geträumt wird: „Um die erforderliche Kraft für die neuen Aufgaben zu gewinnen, wiederholt der Mensch seinen Anfang und verbindet sich wieder mit den Energien, aus denen er entstanden war.“[16]

2.3. Schatten

Im *Silberlöwen III* erkranken Halef und Kara Ben Nemsi an Typhus, nachdem sie sich vor den Feinden der Dschamikun (ein vom Ustad zum Christentum bekehrter Stamm) durch einen Sprung über den Abgrund in Sicherheit bringen konnten. Bei den Dschamikun werden Kara Ben Nemsi und Halef vom Ustad gastlich aufgenommen und gesund gepflegt. Im *Silberlöwen IV* erfährt Kara Ben Nemsi vom Lebenswerk des Ustad, der ein Buch geschrieben hat, das nebst seinem Leidensweg

16 Oskar Sahlberg: Der »Großmystiker« Karl May. Die Zeugungs- und Geburtsträume des Sohnes und des Vaters. »Im Reich des Silbernen Löwen«. »Ardistan und Dschinnistan«. In: Meredith McClain/Reinhold Wolff (Hg.): Karl May im Llano Estacado. Symposium der Karl-May-Gesellschaft in Lubbock, Texas (7. bis 11. September 2000). Husum 2004, S. 243–275, S. 244.

auch eine Rechtfertigung enthält, die aber von Kara Ben Nemsi als eitel beurteilt wird. Er möchte sogar, dass der Ustad sein Buch verbrenne, um seinem alten Ich abzuschwören, wie er selbst auch seine eigenen Waffen und Bücher, ja seine ganze Berühmtheit verschenke, um sein, Kara Ben Nemsis, altes Ich sterben zu lassen. In den Ruinen und im Wasser der verborgenen Kanäle, die er im zweiten Kapitel erforscht und welche er als Symbole alter Religionen deutet, findet er vom Kalk versteinerte Leichen, Opfer, die man einst in den Abgrund gestoßen hatte. Auf einem Sockel entdeckt er ein Gerippe, das qualvoll verhungert und verschmachtet ist: *Im Leben wohl ein schöner, kluger Denkerkopf. Der erste Gedanke ein Segen für die Mutter, der letzte eine Verwünschung seiner Geburt!* (SL 4, 306) Diese Bilder und die Sage von *Chodeh, dem Eingemauerten* führen zu Kara Ben Nemsis Traum in der folgenden Nacht:

Ihm träumt, er sei der Ustad und befinde sich in den unterirdischen Gängen der Ruine. Seine Hand wird von einer Schattengestalt geführt, durch deren Berührung seine ganze Kraft zu schwinden droht. Der Träumer entzieht dem *Vampir geistiger Natur* die Hand aber erst, nachdem er gesehen hat, wie die Schatten Kopien der echten, hier vor der Außenwelt verborgenen Schätze anfertigen, um diese als Verrat an der Wahrheit in die Welt hinauszusenden. In einem Blickduell messen Träumer und Schatten ihre Kräfte. Unter dem festen Blick des Träumers schrumpft der Schatten in sich zusammen.

Die Kammern der Ruine symbolisieren die urzeitliche, die altiranische, die jüdische (erkennbar an ihren zersprungenen Gebotstafeln) und die aktuelle christliche Religion. Die ersten zwei Kammern sind völlig ausgeraubt: *Man sollte doch Vergangenes heilig halten! Nicht dem eigenen Zwecke dienstbar machen und dann die Zeit verdammen, die es schuf!* (SL 4, 316) In den zwei anderen Räumen gibt es noch menschliche Spuren, die zeigen, dass Menschen in diesen Religionen zu Hause sind.

Der vampirische Schatten entmündigt seine Opfer und steht für die dogmatische Institution einer Religion: *»Mein ist dein Geist; mein ist auch deine Seele, und nur der Leib bleibt einstweilen dein, bis ich bestimme, wie und wo er uns zu dienen habe.«* (SL 4, 318) Unterstützt wird diese These in der vorangehenden Parabel des *Baumes El Dscharanil* (SL 4, 33ff.). Der Ustad führt darin die Verhaltensweisen der selbstgerechten religiösen Führer vor, die glauben, den Himmel gepachtet zu haben und für den Eintritt ins Paradies einen Erlaubnisschein verlangen zu können. Der Ustad (er baut sich in dieses Gleichnis ein) ignoriert das Seil der Konfessionen, das Chabl el Milal, welches sich vor dem Himmelstor spannt, was eine konfessions-unabhängige Annäherung zu Gott bedeutet. Das Paradies dahinter entpuppt sich als Attrappe. May wünscht sich eine überkonfessionelle Religion der Toleranz für die Zukunft und lässt Kara Ben Nemsi für sich sprechen:

> *»Vor meinem Himmel giebt es kein Seil El Milal, keinen Baum El Dscharanil und keine Wandmalereien. Ihn hat sich auch kein Pächter angemaßt, und an der Straße, die zu ihm führt, stehen keine Götzenhäuser. Auch giebt es keine Mauer und kein Thor. Es führen so viele Wege hinein, wie es Menschen giebt. Er steht ihnen allen offen, wenn sie nur kommen wollen. In diesem meinem Gedankenparadiese ist nichts versunken, vernichtet und vergessen. Da ragen die Gottesideen vergangener Jahrtausende noch so hoch wie damals im Morgenrot empor. Und in der Abendröte er-*

glänzen die neuen hohen Ideale zukünftiger Jahrhunderte, um zu Wirklichkeiten zu werden, […]« (SL 4, 35)

Die Alabastergestalt (aus dem zweiten Teil des Traumes) erstrahlt am Ende des Romans als Symbol des ›neuen‹ Glaubens im Sonnenlicht, nachdem die Ruinen den Scheik ul Islam und sein Paradies der Selbstgerechtigkeit unter sich begraben haben.[17]

May lässt sein tolerantes und pazifistisches Gedankengut also auf vielfältige Art und Weise einfließen. Auch die eigentliche Romanhandlung hat den Kampf gegen Fanatiker wie den Scheik ul Islam zum Inhalt. Dieser hohe geistliche Würdenträger wird von einem Dschamikun – im Roman die Streiter des Guten – folgendermaßen beschrieben: *»So oft der Taki seinen Blick fromm zum Himmel hebt, tritt er mit dem Fuß einen Menschen nieder. Und dieser tugendheilige Fürst schaut fast immerwährend empor.«* (SL 4, 249)

Beim ersten Zusammentreffen mit den Vertretern der Dschamikun spricht der Scheik in heuchlerischer Absicht: *»Ihr strebt nach hohen Zielen. Ihr wollt die Menschen nicht erst dort, sondern auch schon hier glücklich sehen. Und ihr greift zum besten Mittel, dieses Ziel zu erreichen. Ihr hebt das Volk empor durch guten Unterricht und haltet in jeder Beziehung auch im Glauben, mit allen Menschen Frieden.«* (SL 4, 277)

Dies ist nur ein kleines Beispiel für Mays stetiges Streben nach Frieden. Nicht nur in seinen Spätwerken lässt es sich finden!

Wer ist, auf der autobiographischen Ebene, der *vampirische* Schatten im Leben Mays, der ihn bei der Hand nimmt und ihm dabei stetig seine Lebenskraft aussaugt?[18]

Kennt man den *Silberlöwen* und Mays *Frau Pollmer, eine psychologische Studie* sowie die neu erschienenen ›Ermittlungen in Sachen Frau Pollmer‹ von Gabriele Wolff, drängt sich eine Interpretation besonders auf. Wie schon erwähnt, sind alle Figuren und Symbole Mays, sowohl beabsichtigt als auch unbeabsichtigt, mehrfach deutbar: Der Schatten ist seine erste Frau Emma. Im vorhergehenden Kapitel sagt Wolff, dass May seine Beziehung mit Emma und deren Ende wie immer nur schreibend bewältigen kann, was er im *Silberlöwen IV* bereits versucht. Wie variantenreich und kunstvoll dies geschieht, sei hier kurz skizziert: Wie auch seine anderen Romanmotive im *Silberlöwen* (Pazifismus, Gerechtigkeit, Toleranz, Glaube …) kommt auch dieses in vielfältiger Form daher, vergleichbar mit drei Haarsträhnen, die einen Zopf ergeben. In der Romanhandlung taucht Emma als kindlich naive, aber heuchlerische Köchin Pekala und in der weniger harmlosen, sogar dämonischen Form der Gul-y-Schiras auf.[19] Im berühmten Nachtgespräch zwischen dem Ustad und Kara Ben Nemsi wird sie durch den Schatten symbolisiert, parallel dazu

17 Lorenz, wie Anm. 13, S. 152f.

18 Vgl. May, *Studie*, wie Anm. 3, S. 922, und *Silberlöwe IV*, wie Anm. 8, S. 319.

19 Vgl. May, *Studie*, wie Anm. 3, S. 930: *Sie* [Emma] *wolle als Köchin bei uns* [May u. Klara] *wohnen.*

auch im Großen Traum. Da dieser die Quintessenz des *Silberlöwen* beinhaltet, nimmt der Schatten hier nicht soviel Raum ein wie im Nachtgespräch. Darin gibt es jedoch genügend aufschlussreiche Stellen:

Der Ustad und Kara Ben Nemsi unterhalten sich über die Fallstricke des Lebens – Ruhmsucht und verschlüsselter, die Schatten –, die einen ruinieren können, wenn man ihnen nicht Einhalt gebietet. In der ›Schattenpalette‹ sticht einer der höllischen Art besonders hervor, er wird mit den wenig schmeichelhaften weiblichen Namen der Erinnye und der Furie bezeichnet (SL 4, 77–87). Diese Ausdrücke verwendet May großzügig für Emma in seiner Studie.[20]

Ein weiteres Indiz liefert die Aussage über den *Erdengott*, der es nicht duldet, dass der Sterbliche sich glücklich fühlt (SL 4, 78). Mit den Ausdrücken *Erdengott, Schatten* und *Nichts* stellt May im Nachtgespräch die verschiedenen Facetten einer Person dar: Emma. Der Erdengott steht als Symbol von Emmas ›Triebhaftigkeit‹, der Schatten für ihre ›Nachahmung‹ und das Fehlen von ›Licht‹ und das *Nichts* für die eigentliche ›Bedeutungslosigkeit‹. In der Studie, geschrieben 1907, in der er seinen erst ungenügend verarbeiteten Gefühlen nochmals Luft macht, finden wir folgende Parallele: *Sie hat immer Jemand nöthig gehabt, den sie peinigte. Sie mußte Qualen sehen, um sich glücklich zu fühlen.*[21]

Nachdem Mays wiederholtes Bemühen, Emma auf den ›rechten Weg‹ zu führen, gescheitert und im Gegenteil er derjenige ist, der von ihr ›regiert‹ wird *(»Du wolltest diese Wirklichkeit beherrschen, wurdest aber leider selbst nur von leeren Schatten regiert«* [SL 4, 84]), gelingt es ihm endlich, sich von seinem Schatten zu befreien: *Und ich ging, um das Licht ohne Schatten zu finden* (SL 4, 84), was ihm mit einer überraschend schnellen Scheidung vorläufig gelingt. Im Großen Traum bezwingt der Ustad den Schatten erstens durch das Entreißen seiner Hand, was für May die mühsam erkämpfte emotionale Loslösung von Emma symbolisiert, und zweitens durch den bezwingenden Blick, der für Mays Entschlossenheit und Standhaftigkeit steht.

Märchen- und Traumsymbolik sind so sublimiert, dass sie allgemeingültig werden wie Behälter, die jeder mit seiner Sinngebung füllen kann. So stehen die Schatten unter anderem für Hörige einer Konfession, für Mays problematische Vergangenheit mit seiner ›Kriminalität‹, für Emma und seine Gegner, und ich bin sicher, dass für jeden *Silberlöwen*-Leser sein persönlicher Schatten aufersteht.

2.4. Verwandlung

Nachdem der Ustad seinen Rundgang durch die Ruinen beendet und dabei festgestellt hat, dass der Ausgang nun vermauert ist, begegnet er dem Herrscher des Schattenreiches, dem Zauberer, der ihm die Wahl zwischen Schattendasein und Tod gibt. Der Ustad hält den Tod für eine Lüge, worauf der Zauberer die Tür zum Abgrund öffnet und ihn fragt:

20 Vgl. ebd., S. 919.
21 Ebd., S. 817.

> *» […] Hast du den Mut? […]« Es stieg bei diesen Worten in mir ein Entschluß auf. Woher er kam? Ich weiß es nicht. Wohin er führte? Hier durch diese Tür. Ich fühlte, daß seine Kühnheit mir die Wangen rötete und meine Augen leuchten ließ. Und während ich dies empfand, kam mir im Traum das Bewußtsein, daß ich träume und daß ich ich und nicht der Ustad sei.* (SL 4, 325)

Der vom Ustad zu Kara Ben Nemsi Verwandelte weicht dem Angriff des Zauberers aus und befördert ihn in den Abgrund. Ohne zu zögern springt er ihm in den ›Tod‹ nach.

Welche Bedeutung hat die Verwandlung des Ustad in Kara Ben Nemsi?

Für diese Frage muss man ein ›May'sches Phänomen‹ genauer unter die Lupe nehmen: die Pärchenbildungen seiner bekanntesten Romanhelden. May schreibt in seinem Werk *Mein Leben und Streben*, dass er sich selbst in Hadschi Halef Omar mit all seinen Fehlern dargestellt habe.[22] Kara Ben Nemsi hingegen wird wohl sein Heldenideal verkörpern. Andere Beispiele dieser Art finden wir auch in den Wildwest-Romanen: Sam Hawkens – Old Shatterhand oder Hobble Frank – Old Shatterhand. Halef, Sam und Frank verbindet ihre geringe Körpergröße, Listigkeit, drollige Prahlsucht, Treue, Ehrlichkeit und ihr Mut. Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi stehen für physische und psychische Stärke und agieren als siegreiche Streiter der gerechten Sache. (Übrigens, dieses ›May'sche Phänomen‹ spricht doch für Selbsterkenntnis und eine gesunde Portion Humor!)

Zu Beginn der Freundschaft Ustad – Kara Ben Nemsi symbolisiert ersterer einen Menschen, der mit sich im Einklang steht und den Weg der Läuterung hinter sich gebracht hat, Kara Ben Nemsi hingegen befindet sich immer noch im Zustand des Suchenden und symbolisiert für May die Menschheitsfrage.[23] Während May das Nachtgespräch schreibt, auf dessen Komplexität hier nicht eingegangen werden kann – das aber im Wesentlichen von Mays Ringen mit sich selber zeugt –, mischt er in seiner emotionalen Aufgewühltheit phasenweise die Bedeutungen der beiden Figuren. Am Anfang des Traumes träumt Kara Ben Nemsi, er sei der Ustad, der an dieser Stelle mit dem ›suchenden‹ May identisch ist, bis er – der Träumende – realisiert, dass er dies träumt und in Wirklichkeit er selbst, nämlich Kara Ben Nemsi, ist. Dieser Traum im Traum darf als Kernaussage des ganzen Traumes betrachtet werden. In diesem Moment, entledigt sich der Schriftsteller May all seiner übrigen Identitäten und akzeptiert somit sein wahres Ich. Nach der Überwindung des Schattens und dem Entschluss, den ›Todessprung‹ zu wagen, wendet er sich von der Vergangenheit ab und richtet den Blick in die ›lichte‹ Zukunft, geläutert und endlich zu einem Ganzen geworden.

2.5. Erlösung

Im Wasser gelandet, will Kara Ben Nemsi den Zauberer retten und findet diesen auf dem bedeutungsvollen Alabastersockel sitzen. Verkalkte Skelette tauchen auf und stellen erschüttert fest, dass sich die Sage des *Versteinerten Gebetes,* das

22 LuS, S. 211.
23 Ebd., S. 209.

einer von ihnen von Marah Durimeh gehört und in der trostlosen Dunkelheit seinen Leidensgenossen erzählt hat, vielleicht doch noch erfüllen und sie somit erlösen könnte. Die Sage verlangt folgende Bedingungen vom ›Retter‹, die zu diesem Zeitpunkt z. T. schon erfüllt worden sind: Der Retter kommt nicht, um die Schatten zu vernichten, er hält dem Zauberer stand, er schenkt dem Gebet vollen Glauben, er stürzt und errettet den Zauberer gleichermaßen, er bestimmt die Sockelinschrift:

Gesegnet sei, wer nach der Wahrheit suchte
Und ihr zu Füßen auch den Irrtum fand,
Drum leg ich ihn, den ich bisher verfluchte,
Mein Gott und Herr in deine Gnadenhand! (SL 4, 343)

Die Skelette, deren einziges Ziel nur noch darin bestand, ihr Werk der Rache zu vollenden, nämlich alles zu zerstören, wandeln nun Rache in Verzeihung um. Indem Kara Ben Nemsi dem Zauberer verzeiht, erfüllt er auch die letzte Bedingung. In dem Augenblick, in dem auch die Skelette dem Zauberer, und damit eigentlich sich selbst verzeihen, wird aus dem ›bösen‹ Zauberer der Lichtbringer. Kara Ben Nemsi, der den Ausgang kennt, führt alle ins Mondlicht. Die Skelette pilgern zum Tempel auf dem Berg um zu beten. Nach einem Gespräch zwischen Kara Ben Nemsi und dem Zauberer kehrt Kara Ben Nemsi in seinen schlafenden Körper zurück und erwacht.

Dieser Traumteil bietet besonders viele Details, die eine eingehende Analyse lohnen würden, wie sie beispielsweise Sudhoff beschrieben hat. Im Rahmen dieses Aufsatzes will ich mich auf das Wesentlichste beschränken. Die christliche Symbolik überwiegt in diesem Teil bei Weitem und auch die Bedingungen der Sage vom *Verzauberten Gebet* sprechen eine eindeutige Sprache: der Große Traum und damit auch der *Silberlöwe* sind ein einziges Plädoyer für einen neu verstandenen (christlichen) Glauben, ohne eine verfälschende und dogmatische Institution, in dem der Mensch mittels seiner Gebete in intensiver Beziehung zu Gott lebt und seinen Nächsten liebt.

Mays Suche nach Selbsterkenntnis und Läuterung steht im selben Verhältnis zur Menschheit und deren Suche wie der Mikrokosmos zum Makrokosmos: May stilisiert also seinen eigenen Weg zum Menschheitsproblem.[24] Er versucht gleichermaßen sich selber wie auch die Menschheit zu retten. Sudhoff kommentiert dieses Ansinnen wie folgt: „Mays Ansprüche waren und sind illusionär, aber es gehört zu den Aufgaben der Literatur, solche Utopien zu entwickeln, und sei es nur, um das Elend der Wirklichkeit fühlbar zu machen. Mays *Großer Traum* von der Erlösung blieb ihm und blieb der Menschheit nur ein Traum – doch er war zu träumen, um die Hoffnung nicht zu verlieren.“[25]

3. Schlusswort

Wie ein roter Faden zieht sich Mays Lebensmotto – Schreiben als Therapie, Wunscherfüllung und Mittel, seine Leser für Frieden und Versöhnung zu gewinnen – durch sein Leben. Der Große Traum symbolisiert in seinen drei Phasen

24 Vgl. LuS, S. 211.
25 Sudhoff, wie Anm. 14, S. 175.

die Ablösung Mays von seiner Vergangenheit, seine Selbstfindung und die bewusste Hinwendung zur Menschheitsfrage.

Dass er bis zum heutigen Tag als meistgelesener Autor deutscher Zunge zu gelten hat, basiert auf seiner phänomenalen Fähigkeit, seine Leser in eine Identifikation zu führen, aus welcher eine lebenslange Verbundenheit resultiert. Durch seinen Großen Traum in seiner Literatur hätte er im wirklichen Leben genesen können, wenn man ihm dies gegönnt hätte, so aber musste er bis zu seinem Lebensende gegen Attacken kämpfen, denen er, ohne träumerische Flucht, mit schwindenden Kräften gegenüberstand. Sein ganzes Werk ist traumgeprägt und könnte somit gesamthaft als ›Traum in der Literatur‹ gelten. Umstritten wird Karl Mays Werk immer bleiben, aber hatte Goethe nicht recht, als er sagte: „Wo ich große Wirkungen sehe, pflege ich große Ursachen vorauszusetzen.“[26]

Joachim Biermann

Der lange Weg nach Ostende

Nale-Masiuv und Vupa Umugi, zwei grausame Komantschen-Häuptlinge, wollen die Oase das Bloody Fox im Llano estacado überfallen. Das suchen Winnetou und Old Shatterhand zu verhindern. Während ersterer zusammen mit einem Trupp Apatschen Vupa Umugi und seine Krieger durch falsch gesetzte Pfähle in die Irre lockt, wird Nale-Masiuv mit seinen Leuten von Old Shatterhand und weiteren Helfern umstellt. In einem Gespräch mit Nale-Masiuv, wie es für May typisch ist, versucht Old Shatterhand diesen durch die Enthüllung, daß seine sämtlichen Pläne vereitelt seien und die Falle so gut vorbereitet sei, daß sie kein Entkommen zulasse, zur Aufgabe zu überreden, um weiteres Blutvergießen zu vermeiden. In diesen Verhandlungen teilt er dem Komantschen-Häuptling auch mit, er habe die Indianer, die Vupa Umugi zu ihm gesandt habe, abgefangen.

Doch halt – wohin wurden sie gesandt? Lesen wir noch einmal nach:

> *»Ich habe auch die sechs Kundschafter belauscht, welche Vupa Umugi nach Ostende sandte. Sie haben im Altschesi-tschi sterben müssen.«*
> *»Uff! Darum sind sie nicht zurückgekehrt und darum haben wir sie hier nicht getroffen!«*[1]

26 Johann Wolfgang von Goethe: Gespräche mit Eckermann, 21.10.1823.

1 Karl May: *Old Surehand. I. Band.* Reprint der ersten Buchausgabe von 1894. Bamberg 1983 (Karl May. Freiburger Erstausgaben Bd. 14), S. 480.

Das ist nun tatsächlich ein langer Weg, auf den sich diese sechs Kundschafter begeben hatten, nicht wahr? Auf den zweiten Blick allerdings entpuppt er sich als höchst amüsanter Druckfehler, denn natürlich hat Vupa Umugi seine Kundschafter nicht in das ferne Belgien, sondern schlicht nach Osten gesandt.[2]

Doch woher genau stammt dieser Druckfehler? Findet er sich tatsächlich in der Erstausgabe von *Old Surehand I*, deren Nachdruck der Reprint des KMV darstellt? In späteren Auflagen des Bandes finden wir eindeutig die korrekte Version *nach Osten sandte.*[3] Denn auch eine im Besitz des Verfassers befindliche Erstausgabe von *Old Surehand I* hat diese korrekte Fassung. Ein scheinbar mysteriöser Fall.

Die Auflösung bringt ein Blick in weitere Erstausgaben. Denn es stellt sich heraus, daß sowohl solche mit der korrekten Version *nach Osten* als auch solche mit dem Druckfehler *nach Ostende* existieren.[4] Daraus ergibt sich wohl nur ein möglicher logischer Schluß: Noch während des Druckes der Erstauflage stellte man im Fehsenfeld-Verlag oder in der Druckerei Krais den allerdings auch sehr auffälligen Druckfehler fest und berichtigte ihn. Wer also eine Erstausgabe von *Old Surehand I* mit dem *Ostende*-Druckfehler besitzt, kann sicher sein, eine der frühen Drucktranchen dieses Bandes sein eigen zu nennen.

Der Vollständigkeit halber sei noch angefügt, daß es nur eine einzige ›echte‹ Erwähnung der belgischen Hafenstadt Ostende bei Karl May gibt: In den *Geographischen Predigten* berichtet May von den Ernährungsgewohnheiten von *Mensch und Thier* unter anderem:

> *Wie könnte ferner allein die Bewohnerschaft Londons jährlich 110 Millionen Stück Austern verspeisen, wenn diese Muschel nicht eine so ungeheure Vermehrungsfähigkeit besäße, und ebenso ist es mit den Kaninchen, von welchen allein Ostende allwöchentlich bis gegen 100,000 Stück in die Londoner Küche liefert.*[5]

---

2 Es war die unvergessene Annelotte Pielenz, die mich bereits vor einigen Jahren auf diesen Druckfehler, den sie in dem in Anmerkung 1 genannten Reprint gefunden hatte, aufmerksam gemacht hat (Schreiben von Annelotte Pielenz an den Verfasser vom 6.2.1999). – Ihr sei diese kleine Abhandlung in dankbarer Erinnerung gewidmet.

3 So z. B. das 16.–20. Tausend, das 41.–45. Tausend (letzte Freiburger Auflage des Bandes), das 53.–55. Tausend (erst Radebeuler Auflage) und auch das 1.–7. Tausend der blauen illustrierten Ausgabe.

4 Diverse Erst- und Folge-Auflagen von *Old Surehand I* überprüften neben dem Verfasser Annelotte Pielenz, Ekkehard Bartsch und Ruprecht Gammler, denen ich dafür zu Dank verpflichtet bin.

5 Karl May: *Geographische Predigten.* In: Schacht und Hütte, Blätter zur Unterhaltung und Belehrung für Berg- Hütten und Maschinenarbeiter. 1. Jg. (1875) Nr. 27, S. 213 (Reprint Hildesheim 1979). – Die Überprüfung, ob es wirklich nur diese eine Erwähnung von Ostende bei May gibt, wurde erst möglich – wie viele andere ähnliche Überprüfungen auch – durch die Benutzung der Suchfunktion der von Hermann Wiedenroth herausgegebenen wahrhaft verdienstvollen CD-ROM ›Karl Mays Werke‹, Berlin 1993 (Digitale Bibliothek 77).

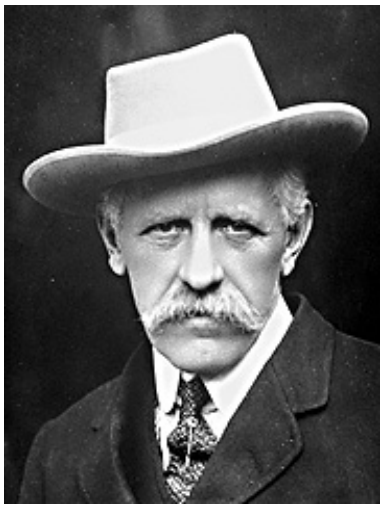
Eckehard Koch

Mit Karl May von Ardistan und Dschinnistan über Timpetill nach Südamerika

Diverses zu Karl May 2: Ein Kämpfer für Menschlichkeit und Brüderlichkeit

Der Norweger Fridtjof Nansen (1861–1930) war ein unglaublich vielseitiger Mensch. In Erinnerung ist er den meisten noch als Arktisforscher (1895 erreichte er den nördlichsten, jemals von Menschen betretenen Punkt der Erde); nur noch wenige wissen, dass er als Hochkommissar des Völkerbundes und des Roten Kreuzes Millionen von Menschen vor Hungertod und Verfolgung rettete – 1922 wurde der ›Nansen-Pass‹ für staatenlose Flüchtlinge eingeführt, und er erhielt im selben Jahr dafür den Friedensnobelpreis. Aber er war auch ein begnadeter Geophysiker und Biologe, Zeichner und Erzähler, Philanthrop, Politiker und Agitator. Empfehlenswert ist die Kurzbiographie von Detlef Brennecke ›Fridtjof Nansen – mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten‹ (Reinbek 1990), die man schnell gelesen hat und die einen bewegenden Eindruck von diesem großartigen Menschen hinterlässt. Er führte ein ungewöhnlich erfolgreiches Leben und setzte sich für seine Mitmenschen in einer Form ein, die ihresgleichen sucht – er war sicher einer der sympathischsten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens zu Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts. Ob May von ihm wusste, ist sehr wahrscheinlich, dass er von ihm beeinflusst war, eher nicht, aber dass hier eine Seelenverwandtschaft bestand wie auch zu der Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner, ist anzunehmen; denn sowohl Nansen als auch May setzten sich für die Verfolgten und Diskriminierten ein. Und man hört beinahe Karl May, wenn Nansen in der Schlussrede seines Werkes ›Eskimoleben‹ 1891 (auf Deutsch 1903 erschienen) „eine einzige Philippika wider den Imperialismus“ (Brennecke, S. 47) hält: „Werden uns denn nicht einmal die Augen aufgehen für das, was wir da thun? Werden sich nicht einmal alle wahren Menschenfreunde von Pol zu Pol zu einem gemeinsamen erdrückenden Protest aufschwingen gegen dieses ganze Unwesen, diese selbstgerechte, skandalöse Behandlung anderer Kulturen und anderer Glaubensbekenntnisse?“ *Wißt Ihr nun, was wir Europäer unter »zivilisieren« verstehen? Es kann mir nicht beikommen, ein einzelnes Land, eine einzelne Nation anzuklagen. Aber ich klage die ganze sich »zivilisiert« nennende Menschheit an, daß sie trotz aller Religionen und trotz einer achttausendjährigen Weltgeschichte noch heutigen Tages nicht wissen will, daß dieses »Zivilisieren« nicht anderes als ein »Terrorisieren« ist*, hatte May in seinem Werk *Und Friede auf Erden!* (GR XXX, 1904, S. 278) betont. Zehn Jahre nach dem Tode Mays beschrieb Nansen den Teilnehmern an der Feier im Nobel-Institut am 10. Dezember 1922, auf welcher Route man sich zur Stunde in der Entwicklungsgeschichte befand:[1] *„Wir sind auf dem Marsch zurück in die*

1 Anmerkung der Redaktion. Wie in den Bändern der rororo-Monographien, zu denen auch Brenneckes hier zitiertes Werk gehört, üblich, werden Zitate der Person, um deren Biographie es geht, in Kursivschrift gebracht, was wir hier beibehalten. Um die


Fritjof Nansen

Barbarei. […] Staatslenkerhybris, Massenvernichtung, Notschrei nach Nansen – in immer demselben Dreischritt hatte sich der Turnus einer Zeit vollzogen, die *aus den Fugen* war. Sie hatte den norwegischen Naturwissenschaftler in Lebensrettung geschult: in den wenig praktizierten *Methoden der Vernunft, der Menschlichkeit und des brüderlichen Zusammenwirkens*" (Brennecke, S. 115). Aber er selbst hatte keine Illusionen. „*Machtgier, Imperialismus, Militarismus*, sagte er in seiner wenig erbaulichen Dankadresse am 10. Dezember, *sind in Berserkerwut über die Erde gerast. Die goldene Ernte liegt zerstampft unter eisernen Füßen – die Erde ist verwüstet, die Gesellschaft kracht in ihren Fugen. Das Kampfgeschrei lärmt noch um sie herum; doch sie vernehmen es kaum mehr. Der Blick sucht zurück nach den ursprünglichen einfachen Lebenswerten, die in dem verlorengegangenen Paradiesgarten versperrt sind. Die Seele der Welt ist sterbenskrank. Der Mut ist gebrochen, die Ideale verblichen, der Lebenswille tief verwundet. In der Ferne schweben noch Rauchwolken von Brand und Vernichtung. Der Glaube an die Morgenröte ist nicht mehr*" (Brennecke, S. 113) Als Nansen seine Erlebnisse in Grönland, ursprünglich 1890 erschienen, 1928 neu herausgab, brachte er, hier wie dort, den „Salut zur Sprache, der den Grönland-Fahrern beim Abschied von der ›Jason‹ und bei der Ankunft in Godthaab geschossen worden war. Aber hatte er das damals mit den Worten kommentiert: *Man hätte glauben sollen, daß wir sehr kriegerisch gesinnte Individuen seien,* lautete der Nachsatz jetzt: *Ist das Donnern der Kanonen das Symbol unserer Kultur? Man sollte es füglich vermuten*" (Brennecke, S. 122).

Auch die folgende Aussage Nansens in seinem Werk ›Freiluftleben‹ (1920 in Leipzig auf Deutsch erschienen) erinnert stark an Karl May: „*Eine Wiedergeburt muß kommen – eine neue Zeit mit neuen Idealen, in der die geistigen Werte wieder das Ziel bilden und die materiellen nur Mittel werden – in der der Mob und die Mittelmäßigkeit nicht länger die Welt regieren, sondern die großen Geister die Menschen auf größere Höhen mit weitem Ausblick führen – in der jede geistige Entdeckung, jeder Sieg in der Welt des Geistes mit derselben Begeisterung begrüßt wird wie jetzt die materiellen Siege – in der die Menschen für ein größeres, schöneres, einfacheres Leben leben!*" (Brennecke, S. 100f.). Bei May steht am Ende Dschinnistan, das Reich der Edelmenschen, bzw. – in *Und Friede auf Erden!* – das Reich ›Shen‹: *der große Bund aller Derer, die sich verpflichtet haben, nie anders als stets nur human zu handeln* (S. 324).

Nansen-Zitate von den May-Zitaten zu unterscheiden, haben wir für sie eine deutlich andere Kursive gewählt. (Die May-Kursive mag zumindest einen ihrer Ursprünge auch darin haben, daß sie erstmals in Hans Wollschlägers Karl-May-Biographie, die zunächst ebenfalls als rororo-Monographie herauskam, Verwendung fand.) (jb)

Erwin Müller

Die Fundstelle (24)

Der FDP-Politiker Wolfgang Mischnick, der nach der Wiedervereinigung Deutschlands das Kuratorium der Karl-May-Stiftung in Radebeul leitete, schildert im ersten Band seiner Autobiographie[1] eine frühe Begegnung mit dem jungen Lothar Schmid, dem heutigen Seniorchef des Karl-May-Verlages in Bamberg (S. 157/158). Wegen einer Kriegsverwundung befand sich Leutnant Mischnick zu dieser Zeit (1943) in einem Lazarett in Dresden.

> „Während wir im Lazarett täglich die Behandlungen über uns ergehen ließen, gab es Besuche im Rahmen der üblichen Truppenbetreuung. So veranstaltete die ›Stapfgruppe‹ aus dem Erzgebirge einen Liederabend. Eines Tages wurde uns mitgeteilt, ein junger Mann, ein Schüler, sei bereit, mit uns Schach zu spielen. Er spiele recht gut. Wir waren zwar keine großartigen Schachspieler, aber zum Zeitvertreib wollten wir dieses Angebot nutzen, warum auch nicht. Ich hatte mit meinem Vater manchmal Schach gespielt, weil ihm dieses Spiel zusagte, bei dem man nicht viel zu reden brauchte.
>
> Der junge Mann kam also, und los ging's. Er hatte uns angeboten, gleichzeitig gegen uns zwei zu spielen. Wir fanden das zwar für einen Schüler etwas übertrieben, machten aber gute Miene zum – wie wir meinten – gewinnreichen Spiel. Ehe wir uns versahen, waren wir indes beide schachmatt. Aber wir dachten, daß das schon mal passieren könne und nun Revanche käme. Doch es dauerte nicht lange, da waren wir schon wieder schachmatt. Langsam kamen wir zu der Überzeugung, daß wir das Opfer eines Schachgenies sein müßten.
>
> Im weiteren Gespräch kam heraus, daß der Schüler einer der Söhne des Karl-May-Verlegers in Radebeul war. Wer im Schach zu Hause ist, weiß, wen ich meine: Lothar Schmid, Schachgroßmeister, in der ganzen Welt geachtet, mehrfach Schiedsrichter bei Weltmeisterschaften. Erst viel später wurde mir klar, gegen wen ich da verloren hatte. Es hat mich aber nicht dazu gebracht, meine Schachkenntnisse zu verbessern. Im Gegenteil: Die Pleite war so groß, daß ich das Gefühl hatte, mit diesem Spiel könne ich keine Lorbeeren erringen. Vielleicht ist das auch ein Grund, weshalb ich mich mehr und mehr auf Skat verlegt habe."

*

1 Wolfgang Mischnick: Von Dresden nach Bonn. Erlebnisse – jetzt aufgeschrieben. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1991.

Werner Kittstein

Ein Fest für Kritiker

Bemerkungen zu Hermann Wohlgschafts Karl-May-Biographie (II)

4. Einbeziehung der historisch, kulturell und gesellschaftlich wirksamen Kräfte der Entstehungszeit

An vielen Stellen der Biographie werden diese Kräfte direkt oder indirekt angesprochen; es müßte und könnte aber sehr viel ausführlicher dargestellt werden, wie die Gedankenwelt und das daraus resultierende Verhalten Mays sowie seine literarischen Werke in Inhalt und Form von diesen Kräften beeinflußt wurden. So könnte man zeigen, daß etwa Mays kritische oder affirmative Äußerungen zu religiös-konfessionell-kirchlichen Fragen in hohem Maße von dem Bild bestimmt sind, das er als gutbürgerlicher Schriftsteller der Öffentlichkeit und gerade auch der Obrigkeit von sich zu präsentieren versuchte.

Die vermutlich starke Einwirkung ideologisch geprägter Vorstellungen auf Mays Werk müßte stärkere Berücksichtigung finden. May dürfte (hier ist der Konjunktiv angebracht) sowohl die Darstellung von ›dämonisch-bösen‹ Frauen in seinen Texten als auch die Wahrnehmung seiner Beziehung zu Emma, wie sie die ›Studie‹ zeigt, durch kulturell geprägte negative Weiblichkeitsmuster überformt (z. B. in Erinnerung an die frühe Lektüre der Schmöker aus der Leihbibliothek) und dann durch seine eigenen Texte weiter gefestigt haben.

Fragen, wie sie auf S. 576 gestellt (wessen Bedürfnisse etwa mit den Gewaltphantasien in manchen Romanen bedient werden) und auf S. 579 knapp beantwortet werden, könnte man noch ausführlicher und womöglich erhellender beleuchten. Eine ausführlichere Darstellung des ganzen Bereichs der sozio-psychologischen Durchleuchtung der Leser-Situation in der Zeit der Umbrüche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der ja in der May-Literatur schon oft behandelt wurde (beispielsweise in Uedings ›Glanzvolles Elend‹), wäre gerade in einer Biographie wünschenswert; knappe Hinweise wie z. B. auf S. 878 auf die Erfüllung „der (kollektiven) Sehnsucht nach innerer Heilung“ (sicher doch auch äußerer!) gehen in den die Biographie dominierenden autobiographischen und vor allem spirituellen Deutungsperspektiven unter. Auf S. 598 wird einmal kurz die autobiographische Perspektive relativiert, indem Wohlgschaft auf die ›Grunderfahrungen des Menschseins‹ verweist; den dazwischen angesiedelten mentalitätsgeschichtlichen Aspekt der konkreten inneren und äußeren Situation der Leser im ausgehenden 19. Jahrhundert erwähnt er leider nicht, bzw. er streift ihn auf S. 620 und 628 nur kurz. Dabei ist die große Wirkung der Romane Mays bis heute wohl hauptsächlich so zu erklären, daß die innere Befindlichkeit des Autors auf gleichgerichtete psychische Strukturen der Leser traf und teilweise immer noch trifft. (Daß sich dies heute nicht mehr in vergleichbaren Verkaufs- und Leserzahlen ausdrückt, hat natürlich mit modernen Entwicklungen, vor allem der grundlegenden Veränderung der Medienlandschaft, zu tun.) Eine Stelle wie die auf S. 694f., wo das Ende des Jugendromans

Das Vermächtnis des Inka als „indirekte Katechese, als ›Predigt‹“ gedeutet wird, schreit förmlich nach einer sozio-psychologischen Deutung.

Andererseits könnte man Mays späte Romane als Ausdruck einer Anti-Haltung gegenüber modernen gesellschaftlichen und literarischen Entwicklungen um die Jahrhundertwende verstehen, so wenn z. B. die Darstellung einer Metropole in *Ardistan und Dschinnistan*, wie Lowsky (JbKMG 1992, S. 192) angedeutet hat, weder inhaltlich noch ästhetisch reflektiert, wie die moderne Großstadt um 1900 von den Zeitgenossen erlebt wurde.

Hätte Wohlgschaft eine so informative Darstellung und Würdigung des historischen Hintergrunds, wie sie ihm zum ›Modernismusstreit‹ auf S. 1578ff. gelungen ist, auch anderen Bereichen gewidmet, wäre der Wert der Biographie noch beträchtlich erhöht worden!

5. Die spirituelle Deutungsperspektive

Zu dem zentralen Interpretationsansatz, der die Biographie leitet, der aber nicht in mein ›Fach‹ fällt, erlaube ich mir nur wenige Bemerkungen.

Zu S. 1082: Das Gespräch Kara Ben Nemsis mit Dozorca im *Silberlöwen* gehört zu den Szenen, die mir immer am stärksten im Gedächtnis hafteten; es trug zu der Hochschätzung des Hausschatz-Kapitels *Am Turm zu Babel* bei, nicht zuletzt wegen der nächtlichen Szenerie auf dem Dach des Hauses unter Sternenhimmel und rauschenden Palmen. Was Kara sagt, halte ich auch für inhaltlich beeindruckend und ›wahr‹. Um so enttäuschender habe ich immer den religiösen Mechanismus empfunden, mit dem auf Dozorcas ›Bekehrung‹ die Belohnung durch den lieben Gott folgt. Das Ganze ist ähnlich naiv wie die vergleichbaren ›Bekehrungen‹ in den Marienkalendergeschichten. Ähnliche Bedenken habe ich z. B. gegenüber der rein mechanischen Wirkung des Gebets in *Abdahn Effendi* (zur S. 1666/68). In der Spätantike und im frühen Mittelalter mag der Glaube an eine solche Mechanik der Mentalität der Menschen entsprochen haben, wenn Eusebius von Caesarea und Gregor von Tours ihre Geschichten von Konstantin d. Gr. bzw. Chlodwig erzählen, aber am Beginn des 21. Jahrhunderts kann man solche göttlichen Ruck-Zuck-Gnadenerweise doch nicht mehr goutieren. Ich vermisse hier kritische Bemerkungen.

Einen prinzipiellen methodischen Einwand habe ich gegen die im dritten Band der Biographie mehrfach gestellte Frage nach der theologischen ›Richtigkeit‹ oder ›Stimmigkeit‹ der Gedanken und Aussagen Mays, etwa S. 1894ff.: „Zu fragen wäre jedoch: Ist dieser handlungstragende Roman-Passus theologisch ›richtig‹?“ Dagegen bin ich aus literaturwissenschaftlicher Sicht der Meinung: Zu fragen wäre das gerade nicht! (Wenn auch grundsätzlich jeder Autor fragen darf, was er für nötig hält.) Da ein Roman trotz allen mehr oder weniger verschlüsselten Bezügen zum Leben seines Autors ein fiktionaler Text ist, erscheinen mir auf externe Faktoren zielende Fragen – wenn überhaupt (vgl. Punkt 6) – nur sinnvoll, wenn sie sich auf nachprüfbare Fakten (z. B. ob das Bild der Apachen in *Winnetou* der Wirklichkeit entspricht), nicht aber auf die Übereinstimmung mit irgendwelchen Lehrsätzen beziehen. Auch Mays Äußerung, er wolle der Lehrer seiner Leser sein, bedeutete ja nicht, daß er Lehrbücher schreiben wollte, deren Thesen mit einer übergeordneten Lehre

übereinstimmen müßten. Letztlich unergiebig ist eine solche Fragestellung nicht nur, weil die Romane ein fiktives Geschehen zum Inhalt haben, sondern weil sich die Thesen der Theologie ja nicht einmal der Möglichkeit nach falsifizieren lassen, also wissenschaftlichen Ansprüchen nicht genügen. Eine in die Literaturwissenschaft gehörende Aussage dagegen wie: „Mays ›Friede‹-Roman weist erkennbar eine imperialistische Unterströmung auf“ könnte durch genaue Textanalyse (rein theoretisch!) als falsch erwiesen und daher verbessert oder ganz verworfen werden.

Sinnvoll ist es durchaus, theologisches Gedankengut bei May zu beschreiben und zu analysieren (die betreffenden Passagen der Biographie halte ich für besonders informativ und erhellend), sinnvoll auch, es in Beziehung zu anderen Befunden zu setzen (literaturwissenschaftliche, biographische, tiefenpsychologische) oder in den Kontext der Romanfiktion zu stellen, also nach der roman-immanenten ›Stimmigkeit‹ zu fragen. Aber an theologischen Lehrmeinungen kann man Romane nicht messen. Daran ändert es auch nichts, wenn das Wort ›richtig‹ in Anführungszeichen steht.

6. Empirische Realität und fiktionaler Roman/realer Autor und fiktives ›Ich‹

Zum soeben angesprochenen Problem der ›Richtigkeit‹ externer Faktoren in einem fiktionalen Werk bedarf es noch einiger Bemerkungen. Auf S. 862f. werden sachliche „Fehler, die May […] unterliefen“ festgestellt; so weit, so gut. Dann heißt es weiter: „Andererseits berichtet May auch viel Stimmiges“. Solche Urteile verfehlen wie die Versuche, Mays Texte zur totalen sachlichen Berichtigung umzuschreiben, das Wesen fiktionaler Texte und verwechseln Mays Romane mit Dokumentarberichten. Ein Roman ist trotz allen eingestreuten Wirklichkeitspartikeln ein Phantasieprodukt, in dem die ›Dramaturgie‹ der Handlung das Geschehen einschließlich aller beschreibenden Passagen bestimmt.

Man braucht nur auf eine mediale Kunstform, die die Moderne hervorgebracht hat, zu blicken: den Western. Seine Wirkung hat er nicht durch ›richtige‹ historische Details erzielt, sondern gerade durch seine Mythenhaftigkeit, die die reale Vergangenheit des ›Wilden Westens‹ nostalgisch verklärte oder zu politischen Zwecken umdeutete. Einige Western der 60er Jahre, die ein historisch treues Bild von den Verhältnissen im Wilden Westen geben wollten (z. B. ›Ritt im Wirbelwind‹ und ›Das Schießen‹), blieben dementsprechend erfolglos. Ein einfaches Beispiel, das vor kurzem in einem Dokumentarfilm zu sehen war, mag das Problem illustrieren: Regelmäßig warten in den Western die Klapperschlangen darauf, daß ein Mensch in ihre Nähe kommt und sie abknallt; jede vernünftige Klapperschlange aber hätte sich beim ersten, leisesten Geräusch in ein Loch verkrochen. Trotzdem verfehlt eine solche völlig ›unrealistische‹ Szene ihre Wirkung nicht. Oder zu dem kritischen Beispiel, das Wohlgschaft auf S. 864 aus einem Beitrag Eckehard Kochs zitiert: Genau der ›Fehler‹, ohne Scouts ins Indianergebiet zu ziehen, geschieht in Fords Western »Fort Apache«, aber nur daraus ergeben sich dramaturgisch verwertbare Gefahrenmomente.

Übrigens – Apachen: Es ist immer wieder die Frage gestellt worden, warum May gerade diesen in jeder Hinsicht wenig attraktiven Stamm für die Kreierung seines Edelindianers ausgewählt hat. Auf S. 861 steht, May habe aller Wahrscheinlichkeit

nach gewußt, daß die Mescalero-Frauen so schön seien. Wenn das kein zureichender Grund für Mays Wahl war …

Auf S. 1165 heißt es zu einigen Gedichten aus der *Pilgerreise in das Morgenland*: „May war bereit, dem Ruf der *Liebe* zu folgen“. Die Aussagen eines lyrischen Ichs im Gedicht können genauso wenig wie die eines Roman-Ichs bruchlos mit der Haltung des Autors identifiziert werden, und deshalb ist die in privaten Äußerungen Mays erkennbare „Großspurigkeit“ keineswegs „um so merkwürdiger“, wie Wohlgschaft dann findet, zumal May – um nur an zwei Beispiele zu erinnern – seiner ersten Ehefrau und der liebenswürdigen Marie Hannes gegenüber ja keineswegs immer Liebe walten ließ.

Gleiches gilt für S. 1427: Die Gleichsetzung der fiktiven Figuren im *Silberlöwen* mit dem Autor widerspricht nicht nur allen Erkenntnissen der Erzählforschung, sie findet auch in Mays Leben keinen rechten Halt. Möglich durchaus, sogar wahrscheinlich, daß May selbst sich in dieser Lebensphase als aus dem Ustad und Kara Ben Nemsi zusammengesetzt sah, aber diese literarischen Projektionen, vielleicht Wunsch- oder auch Angstvorstellungen, gehören zwar auch zu dem Menschen May, sie berechtigen aber nicht zur völligen Identifizierung des empirischen Autors mit seinen fiktiven Figuren durch den Biographen. Und deshalb ist die Schlußfolgerung, die Wohlgschaft aus diesen Szenen zieht (S. 1431: „das Ende des früheren Karl May“), eben nur innerhalb der Fiktion gültig, keineswegs aber in der Realität!

Der auf S. 1869 im Zusammenhang mit *Winnetou IV* zitierten brieflichen Aussage Claus Roxins, Mays ›Ich‹ in den Spätromanen sei, weil „symbolisch überhöht“, „dadurch vor einer Verwechslung mit dem realen Karl May geschützt“, kann ich zumindest für diesen Roman nicht zustimmen. Man braucht nur an den Anfang zu denken (auf den Wohlgschaft selbst S. 1870 verweist), an die häusliche Situation und an die mit *May. Radebeul. Germany* adressierten Briefe – das alles will und soll ja dem Leser signalisieren: Ich, Karl May, erzähle jetzt von meiner realen Amerika-Reise. Berücksichtigt man die Erkenntnisse der Leserpsychologie, daß die am Anfang eines Romans aufgebaute Einstellung des Lesers im weiteren Verlauf der Lektüre meist beibehalten wird, dann darf man vermuten, daß gläubige Anhänger unter den May-Lesern in diesem vom Autor aufgebauten Irrtum befangen blieben. Eine solche Leserlenkung im ambitionierten Alterswerk wirkt noch zwiespältiger als in den früheren Reiseromanen, zu deren ganzer inneren und äußeren Struktur sie eher ›stimmt‹.

7. Mystifikationen

Zu S. 1811f.: May behauptet, seine „Arbeitsnotizen“ seien ihm in London abhanden gekommen. Vorher war aber schon der Anfang des *Mir* im Deutschen Hausschatz erschienen, in dem das ›Ich‹ seine Karten und Pläne vergißt. Wohlgschaft schreibt nun: „Mays Aufenthalt in London hat in *Ardistan und Dschinnistan* gewisse Spuren hinterlassen.“ Was die „Arbeitsnotizen“ betrifft, ist der Verdacht sicher nicht abwegig, daß es umgekehrt war, daß nämlich diese angeblich in London verlorenen Notizen genauso wenig existierten wie die fiktiven und May wieder einmal nachträglich (bewußt oder unbewußt, sei dahingestellt) Literarisches

in die Realität übertrug; das würde bedeuten, *Ardistan und Dschinnistan* hat in Mays Leben gewisse Spuren hinterlassen.

Und das ist ja gar nichts Außergewöhnliches! Man braucht nur an die Liebeslyrik des 18. Jahrhunderts zu denken, die die kulturellen Vorstellungen der folgenden Leser-Generationen modelliert hat, um zu erkennen, wie sehr fiktionale Literatur reale Bewußtseinsinhalte und Verhaltensweisen formt. Um wie viel mehr ist dies bei einem einzelnen Menschen wie May anzunehmen!

Zu S. 1829: Mays brieflicher Hinweis, Fehsenfeld sei „infolge falscher, unüberlegter Spekulationen auf (s)eine Nachsicht angewiesen“, kann ja nun als eine weitere „Selbstoffenbarung“ (S. 1834) – neben den in der Biographie besprochenen – gelesen werden, denn die falschen und unüberlegten Spekulationen sind in erster Linie dem Autor selbst anzulasten, der sich über den Erfolg der Sascha-Schneider-Deckelbilder und seines symbolischen Werks ganz illusionären Hoffnungen (auf ein „Bombengeschäft“, zitiert S. 1840) hingab. Und das viele Material gegen seine Feinde, das er angeblich in Händen hatte, war wohl eine ähnliche Mystifikation wie die in London verlorenen Notizen.

8. Die Heldenrolle/Selbstdarstellung Mays

Meiner Ansicht nach hat May seine ›Heldenrolle‹ nie abgelegt, er hat sie nur modifiziert, in gewisser Weise vielleicht vergeistigt, wodurch sie aber noch schwerer erträglich wird.

Auf S. 528 heißt es: „Im Orientzyklus gibt es wichtige Stellen, in denen das erzählende ›Ich‹ mit dem wirklichen May tatsächlich verschmilzt.“ Das ist, wie schon gesagt, eine mehr als problematische Vorstellung! Wohlgschaft deutet dann Karas Äußerungen im Gespräch mit Marah Durimeh am Ende der Kurdistan-Episode als ›Ablegen seiner Heldenrolle‹. Ich kann das nicht so sehen. Statt wie bisher den starken, klugen, alles beherrschenden Helden spielt das Ich hier nun den ›leidenden, duldenden, ringenden Helden‹, anderes kann der Ausdruck *Emir des Leidens ...* nicht meinen. Auch im Bereich des Leidens stellt er sich demnach als einen außergewöhnlichen Menschen dar. Dazu paßt die hypertrophe Reue Old Wabbles noch im Angesicht des Todes, in *Old Surehand III* (Zitat auf S. 1065)!

Dazu gehört ebenso, daß May auch im Jahre 1906 immer noch – jetzt in geistigen Sphären – zum Bramarbasieren neigte, wenn er sich z. B. zu einer Art Nachfolger der von göttlichem Geist erfüllten Evangelisten stilisierte und sein Drama als, wie auf S. 1517 steht, vom „Diamant“ zum „Kristall“ veredelt sah. Und in *Schamah* erscheint mir entgegen der auf S. 1664 zitierten Ansicht Stoltes die „pompöse Maskerade des Phantasten“ wie im gesamten Spätwerk nur andere Formen angenommen zu haben, nicht aber abgefallen zu sein.

9. Hypothesen und Tatsachen; der Superlativ

Die Hypertrophie in der Selbst- und Figurendarstellung Mays führt mich zum nächsten Punkt. Der angebliche Zusammenbruch Mays in Padang ist laut Wollschläger „nur mit einem einzigen Ereignis der Geistesgeschichte vergleichbar“ (zitiert auf S. 1185)! Und die ›Pollmer-Studie‹ gehört gar laut Arno Schmidt zur

„Höchstliteratur“ (S. 1700; wobei ich rätsele, was das wohl sein mag). Geht’s denn bei aller Begeisterung für den späten May nicht etwas bescheidener? Die Hypothese vom psychischen Zusammenbruch Mays (Seite 1185f.) hat keinerlei reale Stütze; die Andeutung eines solchen Ereignisses verdanken wir undurchschaubaren Umwegen (über Sejd Hassan und dann Klara May, deren Glaubwürdigkeit ja nun wirklich nicht über allen Zweifel erhaben ist). Auf S. 1187 deutet Wohlgschaft noch zaghaft den spekulativen Charakter der Behauptung Wollschlägers an. Später aber ist sie plötzlich eine Tatsache (S. 1224f.): „Mays Zusammenbrüche in Padang und Istanbul …“ Das Gleiche geschieht mit der ›Ur-Szene‹ Wollschlägers, der angeblichen Liebesversagung der Mutter, die auf S. 59 der Biographie mit Recht noch mit – diesmal – deutlichen Worten als „sehr hypothetisch“ und „konstruiert“ charakterisiert (andere Autoren tun das eher schüchtern), aber dann auf S. 283 plötzlich wie eine Tatsache behandelt wird: „Freilich wiederholte sich, in einer neuen Variante, auch diesmal die ›Urszene‹“. Ich meine, da wäre etwas mehr Vorsicht angebracht.

10. Zu den Reflexen meiner Aufsätze in der Biographie

Zu S. 688: Das weitgehende Fehlen „amouröser Beziehungen“ und handlungsrelevanter Frauengestalten in den Jugendromanen kann man ergänzend noch anders als nur mit dem jugendlichen Adressatenkreis begründen; für den *Sohn des Bärenjägers* habe ich das in meinem Aufsatz im JbKMG 2005, S. 194–198 im Anschluß an den die Handlung konturierenden Männlichkeitsentwurf zu zeigen versucht.

Zu S. 691: Ergänzend wären zur Besonderheit der Jugendromane die sehr hohen Ansprüche zu nennen, die an die jugendliche Vorstellungs- und Urteilskraft gestellt werden. Im Unterschied zu den meisten Texten der damaligen Zeit, die für Jugendliche gedacht waren, stellen sie ja alles andere als eine harmlose oder gar idyllische, ›heile‹ Welt dar mit dem oft krassen Realismus, mit dem sie menschliches Dasein zeichnen (z. B. in der *Sklavenkarawane*, aber auch schon in den beiden ersten Jugendromanen).

Zu S. 696: Die Deutung, die dem Kirchenlied als „katechetisches Lehrziel“ des *Bärenjäger*-Romans unterlegt wird, habe ich mir natürlich nochmals gründlich durch den Kopf gehen lassen. Ich glaube aber nach wie vor, daß der weitere Kontext der Handlung, in dem die Szene steht, Wohlgschafts Deutung als unhaltbar erweist, wie ich das im Jahrbuch-Aufsatz dargestellt habe. May hat sich da zu einer inhaltlich und atmosphärisch völlig mißratenen Szene verstiegen.

Zu S. 886f.: Den ›Nonkonformismus‹ der Reiseerzählungen stellt die Biographie recht differenziert dar. Doch könnte man die Welt, die zumindest die beiden ersten Jugendromane gestalten, gewiß noch stärker als einen Gegenentwurf zur realen gesellschaftlichen Umwelt Mays und seiner Leser fassen, in dem aber auch die Schattenseiten der „umfassenden Freiheit“ klar hervortreten.

Zu S. 1073: Mit Recht tadelt Wohlgschaft meine etwas verkürzte Sicht auf das Kapitel *Am Turm zu Babel*.

Zu S. 1290f.: Was Wohlgschaft aus einem Brief Martin Lowskys, dessen Texte ich im übrigen sehr schätze, über den Imperialismus zitiert (er sei „auch von ökonomischen Zielen bestimmt“ gewesen, es sei „die Mentalität des Zivilisieren-Wollens auch eine

Mentalität der wirtschaftlichen Ausbeutung“ gewesen), verkennt ja gerade mit dem zweimaligen „auch“ alle Ergebnisse der historischen Forschung über die Ursachen des Imperialismus. Diese ›Einräumung‹ (die „mit Werner Kittstein“ vorgenommen wird) habe ich gerade nicht gemacht, sondern ich habe im Anschluß an die wissenschaftliche Literatur ökonomische und machtpolitische Motive als die eigentlichen Beweggründe für die erobernde Durchdringung weiter Teile der Erde durch die imperialistischen Mächte verantwortlich gemacht und gezeigt, daß May dies nicht wahrgenommen hat, obwohl er es hätte wahrnehmen können. Und meine Feststellung, May zeige „weitgehendes Desinteresse“ an solchen Problemen wird mit dem einen oder anderen vereinzelten Zitat aus dem Roman natürlich nicht widerlegt. Die ziemlich isolierte Stelle in der langen Rede des Chinesen (ein einziger Satz!) bezieht sich gerade nicht auf die wesentlichen Ursachen des Imperialismus, sondern beschreibt nur räuberisches Tun im Allgemeinen und erinnert fatal an die auf einzelne Individuen bezogene Aussage des Ich-Erzählers unmittelbar davor (XXX 170), *daß nicht alle Abendländer Runners, Loafers und Rowdies sind*. Eine solche Aussage verfehlt gerade den kollektiven, staatlichen Charakter der imperialistischen Politik im ausgehenden 19. Jahrhundert, der viel mehr als eine Frage der ›Mentalität‹ war!

Sicher war es fahrlässig von mir, diese Stellen in meinem Beitrag zum *Friede*- Studienband nicht zu berücksichtigen; aber es gibt wohl noch Gelegenheit, darüber und über weitere interessante Belege für die imperialistische Unterströmung in diesem Roman zu schreiben.

Auch meine kritischen Ausführungen zu dem ›christlichen Imperialismus‹ im *Friede*-Band fühlen sich bestätigt durch ein Zitat auf S. 1557. Trotz aller propagierten Tolerierung anderer Religionen bekannte sich May nicht nur zum christlichen Glauben, das wäre kaum verwunderlich, sondern er wertet alle nichtchristlichen Religionen ab, indem er sie zu bloßen ›Stufen‹ auf dem Weg zum Christentum degradiert. Dazu gehört der Hochmut des Abendländers, den viele Äußerungen in *Winnetou IV* (z. B. auf S. 1859 und 1961 zitiert) verraten; dem widerspricht auch nicht die Feststellung auf S. 1863, Gott lenke das Geschehen, denn Old Shatterhand, ›der weiße Mann‹ (1861), ist nun einmal sein Werkzeug. Auch wenn in *Winnetou IV* das ›Ich‹ betont, die Weißen hätten mehr Ursache, für ihr Tun um Verzeihung zu bitten, als die Indianer (XXXIII 619f., in der Biographie S. 1864 und 1903), ist der christliche Eurozentrismus allgegenwärtig.

11. *Hiob*

Der Zugang zu diesem möglicherweise, aber nicht zwingend fragmentarischen Text ist alles andere als leicht. Ich nehme mir hier nicht heraus, eine gültige Interpretation zu liefern; aber die diesbezüglichen Abschnitte der Biographie regen dazu an, sich einige Gedanken zu machen.

Innerhalb der Stofftradition hat der Text eine sehr bemerkenswerte Stellung, indem er direkt an bestimmte Stellen des biblischen Buches ›Hiob‹, die Klagen und Anklagen (mit der zentralen Stelle 9, 22: Gott sei ungerecht), anknüpft. Dabei überspringt May fast 2500 Jahre Stoffgeschichte. Die seit dem Mittelalter vorherrschende Betonung des Dulder-Motivs hat er rückgängig gemacht. Nebenbei: Der immen-

se Einfluß des Bildes von Hiob als ›Dulder‹ wirkt noch in den Notizen von Christoph F. Lorenz nach (M-KMG 59, 1984, S. 11); dieser weist zwar ausdrücklich auf die Bedeutung von Hiobs Vorwürfen gegen Gott hin, formuliert dann aber: „Die Idee [bei May], daß der Duldende vor Gott tritt […]"; doch das kommt in Mays Text nirgends vor.

Auch die Rationalisierung und Säkularisierung der Hiob-Geschichte, die seit dem 18. Jh. überwog und im 20. Jh. mit wenigen Ausnahmen besonders beliebt war (man vergleiche dazu Frenzel, Stoffe der Weltliteratur), ist bei May nicht zu finden. Nur die in der Romantik betonte Rolle Hiobs als Rebell gegen Gott nimmt May – ohne es zu wissen? – auf, wandelt sie aber in bezeichnender Weise ab. ›Prometheisch‹ kann man das nicht eigentlich nennen; eine prometheische Natur (Paradebeispiel: Goethes ›Prometheus‹-Hymne) verachtet Gott nur noch. Die Sprechinstanz bei May dagegen läßt sich gerade auf eine Auseinandersetzung mit Gott ein, will sich mit ihr messen und erkennt ihn damit als wichtige Instanz an.

Der Text behandelt das Theodizee-Problem. Mays ›Ich‹ gibt sich allerdings nicht mit philosophischen Thesen zufrieden, sondern will von Gott eine Antwort erzwingen. Die auffällige Häufung der Pronomina der 1. und 2. Person sowie die Bewegung, welche die ›gegenwärtige Handlung‹ bestimmt, spitzen die Konfrontation auf diese beiden Personen zu. Bewegung und Aktivität werden dem ›Ich‹ zugeordnet, das dadurch dominant erscheint, während das ›Du‹ (das man aufgrund der Stofftradition wohl ohne weiteres mit Gott gleichsetzen darf) auf der Ebene der ›Gegenwart‹ gänzlich passiv bleibt. Dabei zeigt allerdings schon die erste Zeile, daß der Zeitpunkt, an dem die ›Handlung‹ zu denken ist, nicht eindeutig festliegt: ›Schlagen, Peinigen‹ könnte auf das jetzige Geschehen, das Hinaufsteigen, bezogen sein (*Und wenn du mich noch so sehr schlägst und peinigst, ich komme*), aber auch auf die Vergangenheit mit ihren Leiden, wozu die dritt- und zweitletzte Zeile stimmen würde. Die in der 2. Zeile beginnende Aufwärtsbewegung des ›Ich‹ hingegen kann tatsächliches Steigen im Augenblick des Sprechens bedeuten, aber auch zukünftiges; dann lägen Absichtserklärungen vor, ein Androhen nicht nur des ›Hintretens‹ und ›Ringens‹, sondern des ›Kommens‹ (Im Deutschen kann die Präsensform ja gerade die Vorstellung des ganz gewissen Eintretens von Zukünftigem ausdrücken). Möglich ist auch, eingedenk des vielleicht präteritalen Charakters der 1. Zeile, daß *Aber ich komme!* die Vergangenheit einbezieht (›kommen‹ hat ja durative Bedeutung). Am aussagekräftigsten wäre die Zusammenschau der drei Zeitschichten. Das hieße, daß sich das ›Ich‹ als Persönlichkeit, zu der auch seine Taten, seine Werke (die ›Früchte‹) zu zählen sind, vor Gott versammelt. Und nur dann erhielte es Sinn, den Text als Darstellung innerseelischer Vorgänge im Autor zu verstehen, wobei alle ›Ich-Abspaltungen‹, die ja das Personal seiner Werke prägen, wieder zusammengezogen würden und als Einheit vor Gott träten; damit würde die Sprechinstanz die Bedeutung der Werke betonen, um Gott zur Rechtfertigung zu zwingen.

Rhythmisch sind mehrfach starke Stauungen (an denen zwei oder gar drei betonte Silben/Wörter zusammenstoßen) zu erkennen, die sich allesamt auf das ›Ich‹ beziehen (*ích kómme*; *só kómm ích*; *gánz, gánz*), mit Ausnahme des Schlusses: die vier

letzten Silben müssen betont werden: *ích, ích, mít dír!* Da wird Gott regelrecht an die Wand gedrückt, zerdrückt unter der Wucht des fordernd Andrängenden.

Kein Zweifel, die Zeichen stehen auf Sturm, der Kurs heißt: Konfrontation!

Hier würde sich die beliebte Gleichsetzung des Autors mit seinen Figuren wieder einmal als fatal erweisen; sie vereitelte nämlich das angemessene, sinnvolle Verständnis dieses Textes. Das ›Ich‹ in diesem Text kann ja nur das geistige Produkt, der Entwurf des Autors sein, und wie jedes geistige Produkt trägt es zwar Elemente seines Schöpfers in sich, macht Wesensseiten des Autors sichtbar, aber es ist nicht sein Autor. Deshalb ist es überflüssig, so ängstlich, wie es beispielsweise Lorenz tut (a. a. O.: „Eine Abkehr vom Glauben ist hier allerdings nicht zu vermuten"), zu betonen, May habe aber doch nicht den Glauben an Gott, an Gottes Gnade und Liebe, verloren. Man kann den Inhalt, die immanente Bewegung, die Ausdrucksweise, den Rhythmus des Textes viel eher verstehen als Ausdruck tiefer Verzweiflung, vielleicht daraus genährten Zorns, den May zu irgendeinem Zeitpunkt während der ›May-Hetze‹ empfand, als er befürchtete, sein ganzes Lebenswerk könne vernichtet werden, und er schuf diesen Entwurf eines mit Gott rechtenden Menschen als eine literarische Reaktion auf einen Tiefpunkt in seinem eigenen Leben.

Schwierig ist die Bedeutung der letzten Zeile zu fassen: Worum geht es eigentlich in diesem Ringen, was will das ›Ich‹ erreichen? Die auf S. 1544 in Frageform angedeutete Antwort („die Befreiung von der Selbstgerechtigkeit, von der Vorstellung, nur schuldloses Opfer zu sein") scheint mir zu sehr von anderen May-Texten, z. B. der *Geisterschmiede,* her bestimmt zu sein; sie verträgt sich nicht mit dem *Hiob*-Text; vor allem das ›Ringen‹ wäre sprachlich sinnlos; passender wäre dann etwa ein demütiges Bitten (mit Gott ringen wollen, ist wohl selbst Ausdruck stärkster Selbstgerechtigkeit, aber keine Bitte um Befreiung von derselben). Auch die Deutung auf S. 1550 als Sehnsucht nach Gnade paßt nicht zum Text. Und eine „Analogie" zu Jesus' vertrauensvollen Worten am Kreuz, wie Wohlgschaft auf S. 1546 meint, kann ich beim besten Willen im *Hiob* nicht erkennen; aus menschlicher Sicht kann man nicht im Vertrauen auf Gott mit diesem ›ringen‹ wollen, und der ganze vorhergehende Kontext läßt keine Assoziationen zu einem vertrauensvollen Verhältnis zu. Auch Jakobs Kampf mit dem Manne taugt nicht zur Erhellung des Sinns. Der biblische Ringkampf geht ja nicht von Jakob aus; und das ›Ich‹ will in diesem Text gerade nicht Gott ›aushalten‹; vielmehr will es ihn zur Rede stellen, zum Kampf, vielleicht zu einer Rechtfertigung zwingen. Wo in diesem Text sollte sich das ›Ich‹ an Gott als seinen „Helfer und Anwalt" wenden? Auch Lösungen, die *Silberlöwe IV* oder *Babel und Bibel* anbieten, enthält der *Hiob* eben nicht. In diesem Text spricht nicht der duldende, gläubige Christ, sondern der selbstbewußt auftrumpfende, sich als Ebenbild Gottes fühlende Mensch, der glaubt, Ansprüche anmelden zu dürfen aufgrund der Leistungen, die er erbracht hat. Diesem würde eine bloße Rechtfertigung Gottes allerdings nicht genügen. Am sinnvollsten scheint mir die Deutung zu sein, daß der gegen Gottes scheinbare Willkür rebellierende Mensch einen Akt liebender Zuwendung erzwingen will.

Die letzte Zeile mit dem Gipfelwort *dir* schlösse dann auch folgende Deutung ein: Das ›Ringen‹ ist Ausdruck des unbändigen Wunsches nach einer Bestätigung all

der Annahmen, die einen Menschen zum Glauben an einen liebenden und gnädigen Gott geführt haben und die erschüttert worden sind; Gott soll selbst seine Theodizee vollbringen und durch eine Tat beweisen, gerade weil der Mensch im Grunde seines Wesens an sie glauben will. Dann erst kommt er wieder in Einklang mit sich selbst und der Schöpfung.

Ein so von mir skizziertes Verständnis des Textes würde meiner Meinung nach besser zu Karl May, der ja auch die entsetzliche ›Studie‹ verfaßte und der eine Marie Hannes zeitweise lieblos verstieß, passen als die Formel vom Dichter, der niemals von Glaubenszweifeln angefochten worden sein soll.

12. *Babel und Bibel*

Wohlgschaft beruft sich mehrfach auf Martin Schenkels (meiner Ansicht nach insgesamt sehr gute) Analyse des Dramas im May-Band bei Suhrkamp. Ich frage mich aber, ob man die vielfachen Bezüge zur Gedankenwelt der Aufklärung, die schon zu Mays Zeit in wesentlichen Aspekten (ihr Optimismus, ihr Glaube an die alles zum Guten lenkende menschliche Vernunft!) obsolet geworden war, und ob vor allem die von Schenkel besonders betonte „Affinität zwischen *Babel und Bibel* und dem mittelalterlichen, heilsgeschichtlichen, allegorisch bestimmten Welt- und Dichtungsverständnis“ (Suhrkamp-Tb. S. 288) in unserer Zeit (auch 1983, als das Taschenbuch erschien) noch feiern sollte. Allen Ernstes rühmt Schenkel die „Affinität des Dramas zur Wirkungspoetik der Aufklärung“ mit ihrer Regelhaftigkeit (ebd. S. 296). Aber welchen Sinn hatte das im Jahre 1906? Sind auch viele Einzelelemente des Dramas bemerkenswert, so scheint mir insgesamt eine geistesgeschichtliche Regression vorzuliegen.

Anders als in Claudels ›Der seidene Schuh‹, auf den Wohlgschaft öfters verweist, wird die allegorische Handlung nicht an die konkrete historisch-politische Welt gebunden, von gesellschaftspolitischer Bedeutung des Dramas kann nicht ernsthaft die Rede sein. Außerdem erinnern die rationalistisch, ja eigentlich sogar recht platt eingesetzten, von früher her sattsam bekannten Versatzstücke wie Belauschen, Umzingeln usw. deplatziert; sie lassen das Wirken der göttlichen Liebe und Gnade ebenfalls ›schnappen und klappen‹ – da kann die bildmächtige Allegorie von der *Geisterschmiede* auch nichts retten. Und als Bühnenwerk? Wohlgschaft kritisiert zwar nicht ganz zu Unrecht Schenkels Meinung, den Figuren mangele es inhaltlich an Individualität. Aber der Widerspruch zwischen seinen Aussagen auf S. 1529: „Die Protagonisten sind reine Allegorien“ und auf S. 1530: „Fast alle Personen in *Babel und Bibel* sind sowohl Allegorien als auch konkrete Menschen“ belegt die Probleme, die auch er mit dem Personal des Dramas hat. Was die Theatertauglichkeit angeht, mangelt es dem Stück auf jeden Fall an Wirkungsqualität. Die Figuren sind auf hohem Kothurn einhergehende Ideenträger ohne Fleisch und Blut, in die auch ein Fritz Kortner, den sich Hansotto Hatzig als Regisseur wünschte (Hinweis S. 1527), wie in Watte gebissen hätte.

Was die eigentliche Werkanalyse und -deutung des Dramas angeht, so ist Wohlgschaft eine ausgezeichnete und anregende Darstellung von Mays Gottes-, Welt- und Menschenbild gelungen.

Schlussbemerkungen

Nach der Lektüre der Biographie steht fest: Die „Einführung“ hat kaum zuviel versprochen. Wohlgschaft stellt Leben und Werk Mays zusammenhängend dar und macht deutlich, wie sich Inhalt und Form vor allem der frühen und mittleren Texte gerade aus den dunklen Charaktermerkmalen des Schriftstellers speisen. Damit erhellt er eine der Ursachen des großen und lang anhaltenden Erfolgs, den May hatte und vielleicht immer noch hat. Doch erscheint mir die Leistung des im Vordergrund stehenden spirituellen Deutungsansatzes im Rückblick zwiespältig; Analyse und (vor allem ästhetische) Würdigung des Spätwerks führen zu übersteigerten Elogen, Inhalt und Form der ›allegorischen‹ Romane scheinen mir stark überbewertet. Auch die autobiographische Deutung des literarischen Werks schiebt sich manchmal zu sehr in den Vordergrund und drängt die gesellschaftlichen Einflüsse auf Denken, Handeln und Schreiben Mays übermäßig zurück. Auf der anderen Seite macht Wohlgschaft anschaulich klar, daß das Spätwerk die Aufgabe, die um 1900 der symbolistischen Literatur auferlegt wurde, nämlich ethisches und religiöses Vorbild zu sein, zumindest seiner Intention nach erfüllte; im Vergleich zu der in dieser Zeit die Literatur prägenden modernen Ästhetik ist es jedoch allzu rückwärtsgewandt.

Ein weiterer Kritikpunkt stellt sich ein, wenn man die Anteile des im engeren Sinne Biographischen und der Werkinterpretation gegeneinander abwägt: Ich hätte mir noch etwas mehr an Informationen über das äußere Leben Mays gewünscht – soweit es die Wohlgschaft bekannten Quellen und Darstellungen zuließen; die juristischen Dokumentationen z. B., die Jürgen Seul herausgegeben hat, hat Wohlgschaft nicht herangezogen, obwohl sie sehr viel Material enthalten, das die Lebenswirklichkeit, aber auch den zwiespältigen Charakter Mays zusätzlich beleuchtet.

Diese aus meiner Sicht notwendigen Einwände schmälern den großen Wert der Biographie nicht. Sie umreißt anschaulich das Bild eines Menschen, der sein Leben lang mit Widerständen zu kämpfen hatte, die ihm von seinem Charakter, mehr noch aber von dem gesellschaftlichen Umfeld, von unverständigen oder boshaften Zeitgenossen, in den Weg gelegt wurden. Die Biographie zeichnet ein Leben nach, das von vielfältigen Widersprüchen bestimmt war. Sie stellt ein literarisches Werk vor, das eine staunenswerte Wende erfuhr und von seinem Autor im Alter, unter einer schrecklichen, teilweise selbst verschuldeten Prozeßflut, konsequent zur Suche nach der tiefsten, der vollkommenen Welt- und Menschendeutung geformt wurde. Und sie macht deutlich, warum gerade dieses Alterswerk bis heute eine höchst unterschiedliche Rezeption erfährt, indem es von Forschern jedweder Fachrichtung entweder vehement abgelehnt oder ebenso begeistert gefeiert wird.

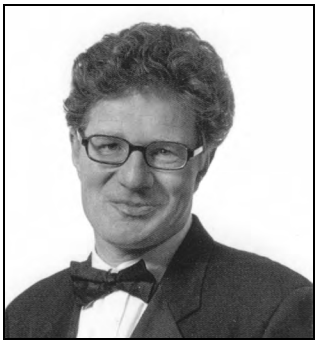
Es spricht nur für die Leistung Hermann Wohlgschafts, daß sich Leser ernsthaft und ausführlich mit seinem Buch auseinandersetzen müssen, statt es nach der Lektüre auf Nimmerwiederansehen ins Regal zu stellen.

Wir lasen für Sie …

Albrecht Götz von Olenhusen

Ein Schuss, ein Schrei ...

„Denn wir allzeit edlen Rächer
Leben vom Gesetzesbrecher.
Kaum ist dieser eingesargt,
heißt das ›Flaute auf dem Markt‹."


Roger Willemsen

Den Schriftsteller, Übersetzer, Auslandskorrespondenten, Literaturwissenschaftler und Kritiker, den multipel ausstudierten literarischen Tausendsassa Roger Willemsen ergriff nach langen, allzu langen, allzu abgehobenen Jahren der kulturellen Fernseh- und Medienpräsenz offenbar eine ungestillte geheime Sehnsucht nach den Urgründen des Trivialen, den verborgenen Ursprüngen des Abenteuers, nach der tiefen Poesie der Wildnis und der schönen Maienblüte jugendlichen Schwärmertums für die Exotik. Und so machte sich denn der Dichter mitsamt seinem reichen Innenleben auf und begab sich – wie es einem hochgebildeten, reimdichichverzehrdich-Verseschmied geziemt – erst einmal auf den langen Marsch durch die grüngoldenen Bände, *durch die Wüste*, *durchs wilde Kurdistan* über *den Rio de la Plata* und die *Cordilleren*, um den güldenen literarischen *Schatz im Silbersee* zu heben und ihn flugs an der Limmat, am silberngleißenden Zürichsee, in den wilden und wüsten Untiefen der Bäckerstraße des Verlegers Kein & Aber (vulgo Peter Haag) vertragsgerecht und feinsäuberlich aufgeputzt abzuliefern, nicht ohne zuvor seinen wie immer schmucken, gestriegelten Pegasus auch noch bis hinab ins brav-bürgerliche Ardistan und alsdann in die hehren Gefilde von Dschinnistan zu lenken.

Der Lohn des Bärenjägers

Dieser mutige Ritt über Stock und über Steine entbehrt durchaus nicht der komischen Würde, des heiteren Pathos, und der tapfere Reiter und Waidmann trabt oder galoppiert zuweilen in einer solchen allenfalls noch dem ›Reader's Digest‹ gegebenen Geschwindigkeit an der Seite des Bärenjägers Roman-Seite für Seite bis zum Marterpfahle hin und zurück. „Die so geballte Männlichkeit verkürzt des Bären Lebenszeit."

Nicht immer geht's mit Bienenfleiß, Feder und Flinte bei der Eindampfung von 603 Romanseiten auf gute vier Seiten Versmaße so urgemütlich dem finalen Schuß und bitterbösen guten Ende zu. Wie oft muß der Dichtersmann doch wie von Hunden oder entmenschten Verlegern und der Deadline der Buchmesse gehetzt seinen da-

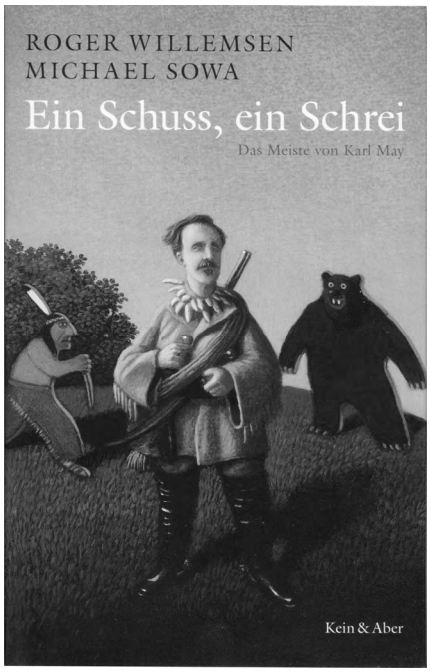
hintrottenden, trabenden oder elegant sidesteppenden Versfüßchen die Sporen geben, um – ohne St. Jambus oder Trochäus Tribut zu zollen – gerade rechtzeitig vor Toresschluß den rettenden Sprung über die klaftertiefe Schlucht zu wagen. Den geneigten Leser in seinem Ohrensessel packt dabei – wie etwa in *Der Schut* – denn auch kein gelinder Schrecken, muß er doch beim Anblick von Michael Sowas kongenialem Gemälde fürchten, daß entweder Kara Ben Nemsis Rih oder der Schut zwischen den Felsgründen im Abgrund endet.

„Da nun liegt er, ist zerschmettert
und kommt nicht mehr hochgeklettert.
Deshalb weiß, wer so was kennt:
Der Feind ist tot, heißt Happy End.“

Dr. Knittels wilde verwegene Fahrten und Reisen

Dem welterfahrenen Fährten- und Spurensucher Willemsen ist das Kunststück gelungen, Edelmenschen und Schufte gleichermaßen mit einigen gut verborgenen Kniffen und Listen bis ins poetische Unterholz Dr. Knittels, aber zumeist hinauf zu den felsigen Klüften, gefährlichen Gebirgshöhen und heilsamen Abgründen eines Ringelnatz, Morgenstern oder eines Wilhelm Busch zu verfolgen. Das führt und verführt dann auch geradezu zwangsläufig zu manchem subtilen Kalauer und uns ebenso zu einem solchen: daß nämlich heute nicht hinter jedem Busch ein Indianer, sondern ein Roger Willemsen auf seine Chance lauert, als Sprachakrobat in die Geschichte der Versengeld- und Kothurnkunst mit einem multi-kulti-Maysical einzugehen. (Auf pianistischen Streifzügen in die musikalischen Wildnisse von Brahms, Dvorak, Bizet, Schostakowitsch oder Strawinsky sind Willemsens holde Kundschafterinnen, Begleiterinnen und Schutzengel die Damen Anna und Ines Walachowski).

Michael Sowa hat mit seinen illustren, meisterhaft düsteren oder heiteren Gemälden mannhaft der Gefahr widerstanden, bei der Gratwanderung zwischen karikaturistischer Entfernung vom Sujet und parodistischer Distanz sich in sichere Tiefebenen und ins platte Flachland zu flüchten. Hintergründige atmosphärische Dichte, liebevolle Details und überraschende Perspektiven beweisen nicht nur, daß der Maler seinen May gelesen, sondern so ins Herz geschlossen hat, daß er niemals der Marinemalerei oder bloßer bunter, flacher Illustrationsgrafik verfallen würde.



In den Schluchten der Skribenten

Willemsen wäre kein gründlicher und gelehrter Maykenner von primären und sekundären Texten, würde er nicht seine nur scheinbar simple, zuweilen anrührend hochintellektuell bemühte Reimeskunst mit einem bunten Allerlei vollmundiger Lesefrüchte und kapriolenartiger Interpretationskunststückchen anreichern. Wer sich hier aber eine Art

Karl-May-Handbuch aus dem Reim- und Germanistenlexikon, einen Roman- oder Literaturführer durchs Gelobte Land der Skipetaren, Skribenten oder Kolportagetheoretiker erhoffte, würde bitter enttäuscht werden.

Und nicht einmal des notorischen Erzbösewichts Arno Schmidt ›Sitara und der Weg dorthin und dorther‹ und dessen Schuftereien werden irgendwo erotisch-exotisch oder hochsymbolisch angedeutet. Diese lüsternlose Lyrik ist so frank und jugendfrei und von so erhabender gutdeutscher Sauberkeit wie ein dem Reinheitsgebot gemäßes hochprozentiges Gebräu aus Bayern oder Sachsen. Dafür aber mit einem offenbar eingefleischten, gut ausgebildeten Sinn für Schlagfertigkeiten, Schlagabtausche und Skalpierungen und für nicht sehr friedliche, aber doch konfessionell und moralisch ausgewogene und ethisch einwandfreie Eingänge in mehr oder weniger selige Jagdgründe.

Aphoristische Kurzverskunst ist angesagt, und kaum ist ein Schauer-, Indianer-, Wildwest- oder Orientroman mit dem hurtigen Happy-Endreim schnurstracks erledigt, da wird schon der nächste Band von *Winnetou I, II, III* von immerhin summa summarum Stücker 23 Werken poetisch aufbereitet.

Wie von Kara Ben Nemsi angesteckt, ist der ja auch sonst multimedial veranlagte und stets zu Großartigem befähigte Roger nicht immer gefeit vor der Pose des Präzeptors, der, weil so vieles allwissend, dieses denn auch in einprägsamen Lauten und Lautstärken dem ehrfürchtig staunenden Publikum mitzuteilen oder auch shatterhandmäßig einzuhämmern trachtet. Daß sich dabei die plots der Romane in den verknappten Zeilen, zwischen denselbigen oder in den wüsten Ebenen eines lyrischen Stakkatos ab und an ein wenig verlieren, empfindet der au fond friedfertig eingestimmte Leser nicht als Nachteil, sei es, daß er das Original aus Radebeul oder Bamberg gar nicht oder nicht mehr kennt, oder sei es, daß ihm die Willemsensche Vers-Version im Dunkel der Prärien, Savannen und Wüsten bis zur Kennt- oder Unkenntlichkeit verdichtet, auch schon genügt.

Dichtungen sollen ja, wenn wir einer bewährten Theorie folgen, unerwünschte Zwischenräume der Lebenszeit schließen, Leerstellen der Seele füllen, offene Spalten und geistige Hohlräume mit ästhetischer Anmut und Würde beleben und den Leser nicht in rätselhaftem wildwucherndem Dickicht von Unverständlichkeiten und dunklem symbolischen Hintersinn sich selbst überlassen. Da ist die intelligente, heitere und fantasievolle Aufklärung in den liebevoll bis flapsigen Stenogrammen des Multimediameisters Roger Willemsen sichere Garantie dafür, daß am Ende ein jeglicher beseligt und belehrt das Hard-Cover-Buch zuklappt – gewiß nicht nur deswegen, weil ihm auf diesem ungewöhnlichen Wege die Lektüre von soundsoviel grünen Bänden erspart bleibt, die ihm mangels Bargeldes in der Jugend versagt geblieben waren.

Mit Mayonnaise serviert

Schon früh hat sich erwiesen, daß Satiriker und Parodisten nicht faul von dem sich eine Scheibe abzuschneiden vermochten, was Karl May am Marterpfahl der täglichen und nächtlichen Autorenfron sich abgerungen hat. „»Mach dich auf dein letztes Stündlein gefasst, du sächsischer Papierkragenheld!« kicherte der ›blutige Grind‹, indem er mich mit unverhohlenem Ingrimm durchlöcherte, »du wirst ge-

lyncht, gespickt, gebraten und mit Mayonnaise serviert!«“ Das prophezeite Hans Reimann schon ›Joe und Charlie‹ 1923 im Kurt-Wolff-Verlag. Reimann war ein guter Prophet. Auch wenn May auf die eine oder andere Weise und immer wieder neu aufgetischt wird – sein letztes Stündlein hat – dem ›blutigen Grind‹ zum Trotz – noch immer nicht geschlagen. Lyrische Pädagogen und puristische Steißtrommler werden dem vielseitigen Graphomanen, Quicksprech- und Sprachtalent Willemsen vielleicht vorhalten, daß seine Dichtkunst ein paar gute Schuß der Neuen Frankfurter Schule hätte vertragen können. Oder ein Grundlagenseminar in Lyrik mit Goethes ›Faust‹ von Albrecht Schöne in Händen auf der ›Titanic‹. Solch kleinlichen Kritikastern und Beckmessern halten wir die folgenden würdigen und unvergesslichen Zeilen entgegen:

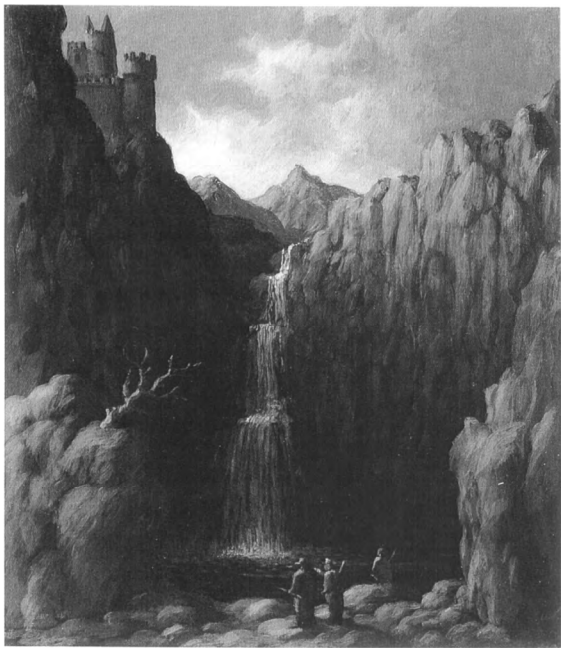
„Es sitzt auch Winnetou daneben,
er schien nur tot, er ist am Leben,
doch nimmt er sich zum Schein der Kerzen
jede Zeile sehr zu Herzen.“

Und:

„Scheint der Mensch auch schnellverderblich,
wirkt doch Winnetou unsterblich,
kämpft fürs Gute unverdrossen,
wird auch dabei Blut vergossen.“

Und so ist vielleicht auch das richtige Fazit der Reim, den Willemsen zum Ende seiner lyrischen Traktate zu *Ardistan und Dschinnistan* uns als eine Quintessenz mit lammfrommen Augenaufschlag präsentiert:

„Die Lebensreise hat vergeigt,
wer nicht zuletzt zum Himmel steigt.“



Illustrationen von Michael Sowa zu *Der Schut* (links) und *Ardistan und Dschinnistan* (rechts).

Der rastlose Autor, bekanntlich ein Häuptling vom Stamme der Graphomanen, von dem selbst nach seiner erschöpfenden Reise in 80 Tagen durch 23 Bände dennoch nicht ganz unerwartet in raumgreifenden Interviews zu lesen und zu sehen war, daß er inzwischen sich auch als echter Karl-May-Darsteller versucht und sogar dem ehrwürdigen Altvorderen und Schöngeist Pierre Brice schwerste Konkurrenz macht, sich in einem ungemein kleidsamen Burnus und modischer Brille seiner Lesergemeinde darbietet wie weiland Karl May vor 110 Jahren auf selbstgestylten Verehrerfotos – er soll inzwischen stolzer Besitzer eines Gestüts schwarzer Mustangs sein. Mit reichlich PS. Sowie ehrlicher Allein-Eigentümer einer natürlich mit silbernen Henry-Stutzen versehenen, mehrbändigen, in feinstes gegerbtes Wildleder gebundenen Enzyklopädie aus dem Bargfelder Jagdschloss des Hermann Wiedenroth.

„Und dieser Geist bringt Poesie
in Steppe selbst und in Prärie."

Quellen:

Roger Willemsen, Michael Sowa: Ein Schuss, ein Schrei. Das Meiste von Karl May. Zürich: Kein & Aber AG 2005. ISBN 3-0369–5224-1

Roger Willemsen: Ein Schuss, ein Schrei. Das Meiste von Karl May. Mit Ana und Ines Walachowski Das ultimative Maysical. Kein & Aber Records. 2 CDs, Spieldauer 2 Stunden 32 Minuten. Vertrieb: Eichborn Frankfurt a. M., und Indigo Tonträgerfachhandel Hamburg.

Zu Rudolf K. Unbescheids Ossiach-Artikel

Leider ist die Titelgeschichte der ›Mitteilungen der KMG‹ Nr. 148/2006 (S. 4–8) von Rudolf K Unbescheid ›Die Marien-Fenster zu Ossiach‹ dürftig recherchiert und mangelhaft. So weisen die Anmerkungen zur Lokalgeschichte mehrere Fehler auf. Vollends ärgerlich wird die Sache, wenn der Autor behauptet: „Nachdem ein Abriß 1946 gerade eben verhindert und 1965 mit einer langwierigen Runderneuerung des Gotteshauses begonnen worden war, verschwanden die Fenster" (S. 5) und weiter: „Der Versuch einer Wiedergutmachung mißlang Mitte der siebziger Jahre kläglich. […] Die, fortan wohl richtiger: das Marien-Fenster blieb in der Sakristei stehen und weiterhin den Blicken der Kirchenbesucher verborgen. Jahre gingen ins Land, Jahrzehnte, ein Vierteljahrhundert. Da erinnerte man sich in Ossiach […] des […] störenden Überbleibsels in der Sakristei". (S. 5f.)

Zum einen stand ein Abriss der Ossiacher Stiftskirche nie zur Diskussion und die von Karl May gestifteten Fenster „verschwanden" nicht einfach im Zuge von Renovierungsarbeiten (1966/67), sondern wurden gut verpackt gelagert. Schließlich sind die Fenster seit 1974 wieder frei zugänglich. Also: Jahre, Jahrzehnte und in

Summe ein Vierteljahrhundert „verborgen“, ist Unfug. Zudem nennt der Autor für die meisten seine Angaben auch keinen Beleg. Dafür aber stellt er uns Literaturhinweise zur Verfügung, die auf alles Mögliche verweisen, nur nicht auf das, was das Wesentliche sein möchte: Lokalgeschichte und Aufklärung über Mays Verbindung zu Ossiach. Dass Herr Unbescheid meinen Namen nicht nennt, obwohl er sich meiner bedient, finde ich nicht fair. Vergleiche:

– Serden, Karl: Wann war Karl May in Ossiach. In: M-KMG 78/1988, S. 44 (K. Serden zitierte darin im Wesentlichen einen Brief von mir an ihn).
– Rainer, Willi: Kara Ben Nemsi reitet durch Kärnten. In: Die Kärntner Landsmannschaft (1994), Heft 1, S. 27–34.
– Rainer, Willi: „Der Lugenschippel“. Eine Begegnung mit Karl May in den Lebenserinnerungen Gustav Renkers. In: M-KMG 99/1994, S. 54.
– Renker, Gustav, Wilhelm Brauneder und Willi Rainer: Karl May in Ossiach. In: Karl May und Österreich. 1996, S. 88–97.
– Rainer, Willi: Karl-May-Fenster. Infoblatt für die Pfarre Ossiach. 2004.

Willi Rainer

*

Der Autor des Artikels nimmt zu Dr. Rainers Kritik wie folgt Stellung:

Herr Dr. Wilhelm Rainer, gebürtiger Ossiacher, scheint ein bißchen beleidigt zu sein. Da wurde 1988 an den uns unvergessenen Karl Serden ein Brief geschrieben, in den ›Mitteilungen‹ veröffentlich, und ich habe seinen Absender nicht ausdrücklich genannt. Obwohl ich mich seiner „bedient“ habe? Nun gut, wenn Herr Dr. Rainer meint. Auch bei Fritz Maschke habe ich mich ja wohl „bedient“. Sein Beitrag ist ebenso wie der Serdens in meine Literaturhinweise eingereiht worden, die genau das anzeigen, worauf es mir ankam. Ja, Maschke schrieb 1977: die falsch zusammengesetzten Fenster Karl Mays konnten „nicht im Altarraum der Kirche verbleiben. Sie mußten in eine der Allgemeinheit wenig zugängliche Räumlichkeit gebracht werden. Sie wurden in der Sakristei der Kirche aufgestellt.“ (M-KMG 34/ Dezember 1977, S. 6).

Herr Dr. Rainer weiß es besser. Besagte Fenster seien nämlich „seit 1974 wieder frei zugänglich“. Dann konnten also seit damals alle Kirchen-, auch Konzertbesucher und jeder x-beliebige Tourist durch die Sakristei der Ossiacher Stifts- und Pfarrkirche schlendern, um die verhunzten Marien-Fenster anzuschauen? Erstaunlich, denn in einer katholischen Kirche ist die Sakristei normalerweise nicht für jedermann „frei zugänglich“, sogar nicht, wenn gelegentlich Konzerte geboten werden.

Apropos Konzerte. Wie nach dem 2. Weltkrieg mancherorts in Kärnten gab es in Ossiach keinen Abriß, was durchaus angedacht wurde, so ärgerlich Herrn Dr. Rainer eine solche Behauptung auch ist. Ich zitierte zum einen: „Nachdem der gesamte Stiftskomplex 1946 wegen seines desolaten Zustandes nur knapp einem Abriss entgangen war, wurde er, generalrenoviert, 1969 zum Schauplatz des Carinthischen Sommers erkoren.“ (Walter M. Weiss: Kärnten. DuMont Reiseverlag. Köln 2004, S. 103).

Ein Weiteres, beim dem von mir zitierten Heinz Held (S. 131): „Wegen des schlechten Zustandes drohte dem ganzen Komplex nach dem letzten Kriege sogar der Abbruch. Glücklicherweise geschah das nicht, Kirche und Stift sind gerettet und sorgfältig restauriert.“

Die Fenster? Weggeräumt, Mays Spuren verwischt, verborgen, ich bleibe dabei und verbitte mir, das „Unfug“ zu nennen. Wenig einsichtige Seitenapsiden. Die Begeisterung über die Stiftung Karl Mays scheint sich damals, 1905, in Maßen gehalten zu haben. Später der Dachboden/Speicher. Milchgläserner Ersatz. Mays Fenster gut verpackt, danach vertauscht, sorglos ihres frommen Sinnes beraubt, aber letztens alle Fährnisse bestehend. Karl May hat im wahrsten Sinne des Wortes in seinen Marien-Fenstern strahlend überlebt. Davon wollte ich erzählen.

Rudolf K. Unbescheid

Zu Werner Kittsteins Beitrag ›Ein Fest für Kritiker (I)‹[1]

Die Diskussionen um Hermann Wohlgschafts Karl-May-Biographie nehmen zeitweise etwas bizarre Formen an. Daß man eine Biographie nicht unbedingt mit einer Chronik, einer Dokumentation von Lebenszeugnissen, vergleichen kann, sollte doch wohl auf der Hand liegen. Andererseits kann man es einem Autor nicht vorwerfen, wenn er gewisse Zeugnisse nicht zitieren oder dokumentieren durfte, weil ihm dies die Rechtsinhaber verboten haben. Ich denke: die schöne Wohlgschaft-Biographie in 2. Auflage und Sudhoffs/Steinmetz’ Karl-May-Chronik ergänzen einander aufs Beste. Wir sollten froh sein, sie beide zu haben. Insofern ist es sicher erfreulich, daß Werner Kittstein nun kritisch, aber auch wohlwollend und im Detail zu Wohlgschafts Standardwerk Stellung nimmt.

Ein Fest für den Kritiker mag die Wohlgschaft-Lektüre wohl gewesen sein, aber Kittsteins Ausführungen sind nur sehr bedingt ein Fest für den Leser. Es ist völlig abwegig, Harald Frickes Arbeit über ›Karl May und die Literarische Romantik‹ aus dem JbKMG 1981 als „literaturwissenschaftlich nicht ernstzunehmendes Kukkucksei“ zu bezeichnen, wie Kittstein das tut,[2] zumal er seine Tatsachenbehauptung gleich durch den etwas vagen Nachsatz relativiert „wenn ich mich richtig erinnere“. Nun erinnert sich Kittstein leider durchaus falsch; ich hatte damals Gelegenheit, ausführlich über die Angelegenheit (unter anderem mit Prof. Fricke selbst) zu korrespondieren, da Gunter G. Sehm genau dasselbe behauptet hatte wie Kittstein heute. In der Tat hat Fricke dieselbe These zweimal bearbeitet, einmal in sehr sachlich-nüchterner Form für einen Sammelband ›Wie trivial sind Wiederholungen?‹ und,

1 M-KMG 148/2006, S. 45–56.
2 Ebd., S. 53.

literarisch ausgeschmückt, wie sich das für einen Vortrag gehört und um ein paar ›blumige‹ Formulierungen erweitert, für die KMG – mit dem Ergebnis, daß der KMG-Text heftigste Reaktionen von begeistertem Applaus bis zu vernichtender Ablehnung zeitigte, die ›nüchterne‹ Fassung aber nur wohlwollende Kenntnisnahme seitens der Literaturwissenschaft.

Nun kann man aber nicht behaupten, daß Fricke sich von seiner These distanziert hätte oder daß sie „abenteuerlich“ sei, wie Kittstein insinuiert. Vielmehr ist an Harald Frickes hoher literaturwissenschaftlicher Kompetenz kein Jota zu bezweifeln, man könnte lediglich seine Darstellungsform im JbKMG 1981 etwas übertrieben nennen, wie das Wohlgschaft ja macht.

Es verwundert aber doch, daß ausgerechnet Werner Kittstein nun sich zum Advokaten „genauer Textanalyse“[3] ernennt. Derselbe Kittstein ›bereicherte‹ nämlich den sonst sehr schönen Reprint ›Old Firehand‹ um einen überaus fragwürdigen Beitrag zu Karl Mays *Old Firehand*, wo einem Text des 19. Jahrhunderts unbekümmert die Sichtweisen des 20. und 21. Jahrhunderts übergestülpt werden und eine sexuelle Assoziation nach der anderen ›entdeckt‹ wird. Kurz: Kittstein verfährt dort genauso, wie er es Gabriele Wolff zu Unrecht bei ihren ›Studie‹-Ermittlungen vorwirft, er reiht eine unbewiesene Hypothese an die nächste und bleibt den von ihm analysierten Texten, ob von May oder von Theweleit, letztlich völlig fremd.

Ob es Herrn Kittstein, der der KMG ja auch schon einige sehr schöne Beiträge geschenkt hat, da ansteht, von den „Kuckuckseiern“ anderer Leute zu fabulieren?

Christoph F. Lorenz

► Unser Lesetip ◄

Vielleicht machen Sie sich ja jetzt bereits Gedanken über passende Weihnachtsgeschenke? Eines der besonderen Art ist sicherlich die Prachtausgabe von Karl Mays großem Friedensroman:

Karl May: Et in terra pax. Reprint der Karl-May-Gesellschaft, herausgegeben und mit einer ausführlichen Einleitung versehen von Dieter Sudhoff. – 544 S., 92,00 €.

Zu beziehen über die zentrale Bestelladresse der KMG (vgl. hinterer Umschlag innen).

3 Ebd., S. 49.

Neues um Karl May

Karl-May-Verlag Bamberg

›Karl May – familiär eingebunden‹ Kieler Nachrichten 27.8.05 (Interview mit Bernhard Schmid); ›Der Mythos lebt weiter‹ Buchhändler heute 10/05.

Bücher über Karl May

Sudhoff/Steinmetz, ›Karl-May-Chronik‹ in fünf Bänden mit Begleitband jetzt vollständig erschienen. Presse: Schattenblick (Stelle-Wittenwurth), ausführliche Rezension (9 S.) von Dr. Susanne Schöning; Der Beobachter an der Elbe (Radebeul) 5/Dez. 05, 6/Mai 06; börsenblatt 26.8.05; Buchhändler heute 4/06; Neue Westfälische (Bielefeld/Paderborn) 28.11.05; Schaumburger Ztg. (Rinteln) 1.12.05; Obermain-Tagblatt (Lichtenfels) 26.10.05; lesen 4 und 5/05; Spectrum 8.10.05; Sortimenter-Brief (Wien) 9/05 S. 54; Dresdner Neueste Nachr. 9.9.05; literatur-report (o. Ang.); baz 10.2.06; Inn (Rundschr. der Bauinnung, Ludwigsburg) 15/16.12.05; Neue Luzerner Ztg. 4.4.06; Eulenspiegel 4/06; Karl May & Co 102/Dez. 05; Rauchzeichen (KMV, Bamberg) Vorschau Herbst 06; Stadtmagazin (Berlin) 9/06 S. 80; Sächs. Ztg. (Dresden) 26.11.05, 29.4.06; Märker (Oranienburg) 29.10.05; Wiener Karl-May-Brief 4/05; Sächs. Bote (Dresden) 7.12.05. ♦ Jutta Laroche/Reinhard Marheinecke, ›Dem Abschied entgegen‹, achter und letzter Band des Romanzyklus ›Winnetous Testament‹: Karl May & Co 104/Juni 06. ♦ Chr. Heermann las aus seinem Buch ›Winnetous Blutsbruder‹: Frohburger Nachr. 27.5./24.6.06; Leipziger Volksztg. 17.6.06; Sachsen Sonntag (Borna) 7.5.06; Katalog 11 Mail:Order: Kaiser (Juni 06).

Aufsätze zu Karl May

Agata Zarzycka: ›The blood brothers. The (de)construction of manhood in selected novels by Karl May‹ Litteraria (Wrocław [Breslau]), Jg. 34 (2004), S. 165–188.

Vorträge

Förderverein KM-Museum Radebeul: 21.1.06 Dr. Ekkehard Koch: ›Die Geschichte der Indianer, die als Weiße lebten‹; 24.2.06 Dr. Gudrun Keindorf: ›Winnetou trifft Mr. Spock‹; 21.4.06 Dr. Thomas Kramer: ›Tokei-ihto versus Winnetou – Liselotte Welskopf-Henrich und Karl May‹; 24.6.06 Volkmar Herold: ›Fürst Pückler und Karl May – Erfahrungen und Intentionen beider Reiseschriftsteller‹; 22.9.06 Hans-Dieter Steinmetz: ›Die Karl-May-Chronik – Einblicke in die neueste Karl-May-Forschung‹; 17.11.06 Dr. Manuel Schröter: ›Mexiko und Kaiser Maximilian – Anmerkungen zu Karl Mays Benito Juarez‹. ♦ Freundeskreis Karl May Leipzig: 21.4.06 Dr. Paola Barbon: ›Piraten, Abenteurer, Helden – Die Romanwelten von Emilio Salgari‹ (Leipziger Volksztg. 21.4.06); 26.5.06 Dr. Hans Buchwitz: ›Mit Karl May zur Südsee nach Tahiti‹; 14.7.06 Hermann Wiedenroth: ›Wann sehe ich dich wieder, du lieber, lieber Winnetou? …‹; 14.9.06 Bernd Arlinghaus: ›„Eine Pilgerreise in das Morgenland“ – Lyrische Reiseerzählung Karl Mays‹; 20.10.06 Kerstin Orantek/Henry Kreul: ›Karl-May-Aufführungen in Hohenstein-Ernstthal‹.

Lesungen

Ein Abend im Rahmen der lit.Cologne mit Götz Alsmann, Christian Brückner und Roger Willemsen: Aachener Nachr. 16.3. 06; ›Karl May & Co‹ 104/Juni 06. ♦ Willemsen liest aus seinem Buch ›Ein Schuss, ein Schrei – das Meiste von Karl May‹, begleitet von Ana und Ines Walachowski am Klavier in Düsseldorf: Ruhr-Nachr. 13.3.06; Neue Ruhr-Ztg. 13.3.06.

Ausstellungen

In der Bergstation der Standseilbahn zur Mendel-Paßhöhe wird mit zwei Fotos an Karl Mays Aufenthalt im Grand Hotel Penegal 1911 erinnert. Das Hotel ist prächtig renoviert, aber noch nicht geöffnet. ♦ Das KM-Museum Radebeul zeigt seit 30.3.06 eine Sonderausstellung zur Kultur der Inka. MDR-Text 30.3.06. ♦ ›Indianer, Trapper, Fallensteller. Der Prinz zu Wied – ein Vorläufer Karl Mays?‹ Ausstellung im Schulmuseum Dortmund: Welt am Sonntag 26.3.06. ♦ Was ist deutsch? Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg, l.6.–3.10.06. Nürnberger Nachr./Schwabacher Tagblatt 1.6./20.6.06.

Rundfunk

27.6.06 Matinee von SWR 2 über Indianer mit häufigen KM-Erwähnungen.

Museum

Radebeul: Dresdner Neueste Nachr. 29.4. 06; Sächs. Ztg. (Dresden) 29.4.06.

Veranstaltungen

BuchBasel (Literaturfestival in Basel/ Schweiz), 5.–7.5.06 mit Elmar Elbs, Marie Versini. ♦ Leipziger Messe 16.3.06: Gesprächsrunde mit H.-D. Steinmetz, Lothar und Bernhard Schmid, Chr. Heermann: ›Die Jagd nach letzten weißen Flecken der Karl-May-Biografie‹ in der Gaststätte ›Zur Kirschblüte‹. ♦ 15. Karl-May-Festtage Radebeul: 26.–28.5.06.

Presse

In ›Karl May & Co‹ 104/Juni 06 wird geboten: Peter Siegel, Karl Mays Pseudonyme (2); W. Hermesmeier/S. Schmatz, Zdenek Burian – Karl Mays Traumwelt zum Leben erweckt (zu Burians 25. Todestag); dies., Die tschechischen Karl-May-Ausgaben; Klara May/Rolf Dernen, Karl May in Blasewitz; Hans Buchwitz, Jesaja meets May. ♦ Nachweis, daß Heinrich August May Webermeister war, auch im ›Journal der Weberinnung zu Ernstthal 1855‹: Freie Presse 22.2.06; Sächs. Ztg. (Riesa) 3.3.06. ♦ Grabstein von Mays Schwester Karoline Selbmann wiederentdeckt: Freie Presse (H.-E.) 18.5.06; Chemnitzer Morgenpost 18.5.06; Bild (Dresden) 19.5.06. ♦ Anke Maggauer-Kirsche: ›Winnetou starb auf dem Küchentisch‹ Franziskuskalender Olten Jg. 89 (2006). ♦ Karl May als „begabter Geschichtenerzähler“ und „fulminanter Hochstapler“: Heinrich Thies: ›Gestatten, Dr. Heilig, Augenarzt‹ Hannoversche Allgemeine 1.4.06. ♦ Chr. Heermann: ›Bewundert wie Winnetou‹ Leipziger Volksztg. 16.6.06; ›Die Helden der jugendlichen Leserschaft – Winnetou ist bekannter als Gerhard Schröder‹ Deutsches Handwerksblatt 27.10.05; bücher (Magazin, Essen) 4/ 06: 5 % der Deutschen glauben, daß Karl May zu den Nobelpreisträgern zählt; May und seine Fotografierkostüme: Frankfurter Allgem. Sonntagsztg. 28.5.06; May-Romanfiguren von der Fa. Preiser: eisenbahn-magazin 7/06 S. 62. ♦ Brian Evenson: ›Apaches, Aryan-style. A Review of Karl May’s ‘Winnetou’‹ The Denver Quarterly (Denver/USA) 1/2004, S. 184–191. ♦ Frits Kat: ›Karl May in Zuid-Afrika?‹ Neerlandia. 2/2000, S. 23–24.

DVD, CD

DVD-Boxen mit KM-Filmen: Saarbrücker Ztg. 16.3.06; Thalia Magazin 1/06. ♦ Hörspiele aus dem WDR-Archiv: ›Der Schatz im Silbersee‹ auf 4 CDs von Random House: Karl May & Co 104/Juni 06. ›Winnetou‹ auf 7 CDs: Münchner Merkur 14.3.06. ♦ ›Ja, uff erstmal‹ auf 4 CDs von Weltbild (Augsburg), Katalog 7/06. ♦ ›Der Kutb‹ (mit Konrad Halver): Rezension im Westfalen-Blatt 9.3.06.

Bühnen

Gesamtüberblick in Karl May & Co 104/ Juni 06: Annaberg-Buchholz, Bad Segeberg, Bischofswerda, Dasing, Elspe, Gföhl, Hohenstein-Ernstthal, Rathen,

Mörschied, Twisteden, Weitensfeld, Winzendorf, Ziesar. ♦ **Bad Segeberg:** ARD-Text/NDR-Text 2.7.06; Süddeutsche Ztg. (München) 15.5.06; letzte Spielsaison mit Gojko Mitic: Spiegel 27/3.7.06 S. 128; Frankfurter Allgem. Ztg. 30.6.06; 20 cent 3.7.06. ♦ **Elspe:** FAZ 6.4.06; **Dasing:** Süddeutsche Ztg. (München) 18.5.06; Abendztg. (München) 13.7.06; VDK-Ztg. Juli/Aug. 06.

Film

Nicolas Finke: ›Harald Reinl, Romantiker und Landschaftsästhet‹ in Karl May & Co 104/Juni 06; Bildband über Starfotograf Lothar Winkler bei Schwarzkopff & Schwarzkopff (Berlin 2006): Literaturen 7–8/06 (Berlin); Frau mit Herz 26/06 S. 16; TV Movie 7/06; Abendztg. (München) 27.5./28.7./29.7.06; Saarbrücker Ztg. 19.4. 06; FAZ 6.4.06.

Fernsehen

Dr. Georg Ringsgwandl (Münchner Kabarettist) beurteilt Menschen mit (nach seiner Meinung) geringem Bildungs-Niveau danach, daß sie Karl May (und ähnlich Minderwertiges) lesen. So zu hören und sehen in der NDR-Talkshow ›Herman und Tietjen‹ am 19.5.06 (Nachricht von Hartmut Kühne, KMG). ♦ Henry Hübchen, ›Karl May‹ in der TV-Serie von 1992: Hör zu 25/06. ♦ Kinofilme im TV: ›Winnetou I‹ ARD 4.6.06; ›Winnetou II‹ ARD 5.6. 06; ›Winnetou III‹ ARD 11.6.06; ›Winnetou und das Halbblut Apanatschi‹ NDR 15.6.06; ›Old Surehand I‹ ARD 17.6./ RBB 24.6.06; ›Durchs wilde Kurdistan‹ 3SAT 8.7.06; ›Im Reiche des Silbemen Löwen‹ 3SAT 9.7.06.

Erwähnungen

Bücher: In seiner Autobiographie ›Und die Wahrheit siegt schließlich doch‹ (Windeck/Sieg 2003) berichtet der bekannte österreichische Geologe und Atomkraftgegner Prof. Alexander Tollmann über seine Frau Edith, eine bekannte Paläontologin: „Karl May war ihr Lehrer und Erzieher gewesen. Ganz früh hatte sie sich für seine Abenteuer-Bücher begeistert und sich daraus eine bleibende Geisteshaltung zu eigen gemacht, die durch Gerechtigkeit, Klugheit, Tapferkeit und Eintreten für den Nächsten geprägt war.“ (S. 58). ♦ Thomas Kramer: ›Heiner Müller am Marterpfahl‹ berichtet, daß der Dramatiker von Karl May inspiriert wurde: Sächs. Ztg. 9.3.06. **Presse:** Der Spiegel (Hamburg) 24/12.6. 06 S. 22, 24; Süddeutsche Ztg. (München) 3.4./14.6.06; Nürnberger Ztg. 11.6.06; Musik in Sachsen (Dresden) 1/06; Bayernkurier 13.5.06; Hör zu 21/06 S. 34; Rondo 1/06 S. 14; Literaturen 7–8/ 06 (Berlin); Frankfurter Allg. Ztg. 15.5.06.

Persönliche KMG-Nachrichten

›Winnetou des Strafrechts: Der Forscher und Lehrer Claus Roxin wird 75‹. Süddeutsche Ztg. (München) 15.5.06. ♦ Der Literat Rudi Schweikert, Mannheim, erhielt den Wilhelm-Michels-Literaturpreis, eine Ehrung für qualitätvolle Künstler, die eher im Schatten des Bestseller-Betriebs stehen. Cellesche Ztg. 1.6.06; Mannheimer Morgen 13.6.06. ♦ Über den May-Forscher Hainer Plaul: Sächs. Ztg. Meißen 23.3.06.

Unterlagen zu dieser Rubrik (einseitige Kopien und Meldungen; Zeitungsnamen nicht abkürzen; Erscheinungsorte angeben!) senden Sie – auch kommentarlos – bitte an diese Anschrift:

Herbert Wieser
Thuillestr. 28
81247 München

UNSER SPENDENDANK vom 1. April bis 30. Juni 2006

Sehr verehrte Mitglieder !

Zu den unverrückbaren und unersetzlichen Routinen, mit denen vor langer Zeit Claus Roxin und Erwin Müller den Vorstand der Karl-May-Gesellschaft ausgestattet haben, gehört der monatliche Finanzbericht des Schatzmeisters, der für den Vorstand den je aktuellen Finanzstatus transparent macht. Im Finanzbericht vom Mai 2006 etwa formuliert Uwe Richter in lakonischer Kürze: „Der Spendenzufluß April/Mai 2006 übersteigt das Vorjahr um 90%.“

Genauer besehen, gibt es auch für dieses phantastische Ergebnis dann natürlich Erklärungen, die weniger ungewöhnlich sind. Phantastisch aber bleibt die kontinuierliche Bereitwilligkeit der Mitglieder, die Arbeit der Gesellschaft zu unterstützen. Wenn man die Lebenskraft einer literarischen Gesellschaft an der Opferbereitschaft ihrer Angehörigen ablesen kann, so steht es gut um die Karl-May-Gesellschaft. Wir danken Ihnen, liebe Freunde, begeistert und erleichtert! Und gehen wohlgemut, Ihrer Unterstützung und Ihres Interesses sicher, in das nächste Jahr, das einen Höhepunkt im Leben der Karl-May-Gesellschaft darstellen wird: mit einem Kongreß in der Hauptstadt Berlin, einem zusätzlichen internationalen Karl May-Symposium 2007 und einer großen Karl May-Ausstellung im Deutschen Historischen Museum.

Es grüßt Sie in dankbarer Verbundenheit

Ihr Vorstand:

Reinhold Wolff, Hans Wollschläger, Helmut Schmiedt,
Hans Grunert, Joachim Biermann, Gudrun Keindorf, Uwe Richter

32 Spenden bis € 14,99	204,65	W. Geilsdörfer, Stuttgart	24,-
B. Arlinghaus, Dortmund	16,-	K.-H. Geiss, Geisenheim	24,-
H. Bartsch, Lübbenau	50,-	R. Grießbach, Dresden	25,45
H. Boche, Hildesheim	24,-	W. Grunsky, Bielefeld	74,-
W. Brauneder, Baden (A)	26,-	D. Hauschild, Dresden	30,-
B. Bremberger, Berlin	26,-	A. Hay, Donauwörth	24,-
H. Broichhagen, Würzburg	24,-	B. Hell, Puchheim	26,-
R. Cromm, Kürten	24,-	V. Herold, Cottbus	24,-
H. Egerland, Aachen	30,-	M. Karpe, Weimar	28,-
H. Eggebrecht, München	30,-	H. Keiber, Rülzheim	50,-
R. Elkner, Wien (A)	54,-	U. Kittler, Dortmund	24,-

C. Kleijn, Villingen-Schwenningen	20,22
G. Kruse, Stade	24,-
W. Ley, Rottendorf	20,-
H. Maassen, Blieskastel	26,-
G. Marquardt, Bonn	48,-
R. Miltner, Hessisch Lichtenau	26,-
K.-F. Mittag, Duisburg	26,-
H. Moritz, Nürnberg	15,95
G. Mühlbrant, Plauen	20,86
A. Müller, Wissen	20,-
J. Müller, Korbach	50,-
F. Munzel, Dortmund	15,34
P. Nest, Saarbrücken	74,-
P. Neumann, München	26,-
H. Obendiek, Oberhausen	24,-
J. C. Oosterbaan, Bilthoven (NL)	24,-
E. Paintner, München	24,-
H. Peitzmeier, Lage	24,-
K.-H. Rabe, Wetter	15,-
A. Rauchfuß, Saarbrücken	26,-
V. Reuther, Unterschleißheim	60,-
U. Roxin, Hamburg	24,-
B. Ruhnau, Reichelsheim	30,-
H.-D. Sauer, Wuppertal	30,-
U. Scheinhammer-Schmid, Neu-Ulm	36,50
G. Schnitzler, Freiburg	26,-
M. Sefen, Solingen	26,-
B. Siebert, Bielefeld	26,-
E. Sieker, Bad Hönningen	26,-
R. Stolze, Pforzheim	26,-
J. Tresnak, Lübeck	24,-
H. v. d. Wall, Ankum	26,-
L. Weiß, Ettlingen	20,-
H. Wieser, München	25,-
G. Wunderlich, Berlin	16,-
N. N., Inland	2602,40
N. N., Ausland	200,00
Spenden im II. Quartal	€ 4.635,37
I.–II. Quartal insgesamt	€ 17.900,15

Abkürzungsverzeichnis

GR XXI	Karl May's gesammelte Reiseromane [ab Bd. XVIII: Reiseerzählungen]. Freiburg 1892ff. (Reprint, hg. von Roland Schmid. Bamberg 1982–1984) (hier: Band XXI)
HKA II.20	Karl Mays Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. von Hermann Wiedenroth und Hans Wollschläger, ab 1999 von Hermann Wiedenroth, ab 2005 von Ekkehard Bartsch, Ruprecht Gammler, Claus Roxin, Hermann Wiedenroth und Reinhold Wolff. Nördlingen 1987ff., Zürich 1990ff., Bargfeld 1994ff. (hier: Abteilung II, Band 20)
JbKMG	Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft. Hamburg 1970ff., Husum 1982ff.
KMG-N	KMG-Nachrichten
KMJb	Karl-May-Jahrbuch. Breslau 1918, Radebeul 1919–1933
LuS	Karl May: Mein Leben und Streben. Freiburg 1910 (Reprint, hg. von Hainer Plaul. Hildesheim, New York 1975; ^{3}1997)
M-KMG	Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft
Reprint KMG	Reprint, hg. von der Karl-May-Gesellschaft
Reprint KMV	Reprint, hg. vom Karl-May-Verlag
SoKMG	Sonderheft der Karl-May-Gesellschaft

Original-Zitate und -Titel von Karl May sind stets durch *Schrägschrift* gekennzeichnet.

Unsere aktuellen Publikationen

Sonderhefte

Nr. 132	Deutsch-Texaner und ihre Beziehungen zum Llano Estacado. Erweitertes Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung, hg. von Reinhold Wolff und Joachim Biermann. 72 S.	3,00 €
Nr. 133	Christoph Blau/Ulrich von Thüna: Karl May in Frankreich. 72 S. + 4 Farbseiten	6,00 €
Nr. 134	Rudi Schweikert: »Ihr kennt meinen Namen, Sir?«. Studien zur Namengebung bei Karl May. c. 112 S.	*in Vorber.*

Juristische Schriftenreihe

Bd. 4	Jürgen Seul: Karl May und Rudolf Lebius: Die Dresdner Prozesse. 208 S.	12,00 €

Die Reihen ›Sonderhefte‹, ›Juristische Schriftenreihe‹ und ›Materialien zum Werk Karl Mays‹ können über die Zentrale Bestelladresse auch abonniert werden.

Zentrale Bestelladresse:
Ulrike Müller-Haarmann • Gothastr. 40 • 53125 Bonn • Tel.: 0228/252492 • Fax: 0228/2599652

B 19007 F

Impressum

MITTEILUNGEN DER KARL-MAY-GESELLSCHAFT

Herausgeber und Verlag:
Karl-May-Gesellschaft e.V., Hamburg
Geschäftsstelle: Karl-May-Str. 5, 01445 Radebeul
Postfach 10 01 34, 01435 Radebeul
e-mail: geschaeftsfuehrer@karl-may-gesellschaft.de
Bankverbindung:
Bayerische Hypo- und Vereinsbank Amberg: Konto Nr. 1995 480,
BLZ 752 200 70; für Zahlungen aus dem Ausland:
IBAN: DE83 7522 0070 0001 9954 80,
SWIFT (BIC): HYVEDEMM405

Verantwortliche Redakteure:
Dr. Gudrun Keindorf (gk), Uhlandstr. 40, 37120 Bovenden
Tel.: 0551/83421 • Fax: 0551/8209537
e-mail: G.Keindorf@t-online.de
Joachim Biermann (jb), Storchenweg 10, 49808 Lingen
Tel.: 0591/66082 • Fax: 0591/9661440
e-mail: Joachim.Biermann@t-online.de
Mitarbeiter der Redaktion:
Rainer Jeglin (rj), Hartmut Kühne (hk), Sigrid Seltmann (sis)
Druck und Versand:
Husum-Druck- und Verlagsgesellschaft, Husum

Wir danken allen Mitarbeitern, auch hier nicht genannten, ganz herzlich.
Wir bitten darum, Beiträge möglichst auf Diskette oder CD-ROM einzusenden.
Beiträge unter Verfassernamen entsprechen nicht unbedingt der Meinung der Redaktion. – Redaktionsschluß dieser Ausgabe: 1. August 2006

Die ›Mitteilungen der KMG‹ erscheinen in gedruckter Form sowie im Internet (http://www.karl-may-gesellschaft.de). Hierfür übertragen die VerfasserInnen die folgenden urheberrechtlichen Nutzungsrechte nicht ausschließlich und unbeschränkt auf die KMG: Veröffentlichungsrecht § 12 UrhG, Vervielfältigungsrecht § 16 UrhG, Verbreitungsrecht § 17 UrhG, öffentliche Zugänglichmachung § 19a UrhG. Abweichende Regelungen bedürfen der Schriftform.